Zweites illustrirtes Lesebuch

für

Volks-, Bürger- und Töchterschulen.

Von

Wilhelm Herchenbach,
Instituts-Vorsteher in Düsseldorf.

Zweites Schuljahr.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1870.

Vorwort.

Dieses Lesebuch soll sich gleich an die Fibel anschließen und also noch in der Unterklasse durchgemacht werden. Damit der Schüler die technische Leseschwierigkeit vollständig überwinden lerne, sind die verschiedenartigsten Typen in Anwendung gebracht. Die beigegebenen Illustrationen haben nur den Zweck, dem Kinde eine richtige Anschauung der Form der Dinge zu geben; sie beschränken sich deshalb auch auf solche Gegenstände, welche in der Schulstube nicht gegenwärtig sind; ebenfalls sind diejenigen ausgeschlossen, von denen sich voraussetzen läßt, daß sie ziemlich klar im Gedächtnisse des Kindes haften. Dem Lehrer sollen sie einen Anhaltspunkt geben, um auf eine nähere Besprechung, Erklärung und Beschreibung eingehen zu können.

Ich hatte anfangs die Absicht, jedem Lesestücke eine schriftliche Aufgabe beizugeben, kam aber davon zurück, weil sich damit nichts weiter erreichen ließ, als eine schnelle Beschäftigung in überfüllten Klassen;

da das Lesebuch aber weit mehr Zwecke zu erfüllen hat, so wird statt dieser Aufgaben zur Zeit eine vollständige Anweisung zur Fibel, dem vorliegenden Lesebuche und den noch folgenden für die Hand des Lehrers verfaßt werden. Diese Anweisung soll in systematischer Folge, anschließend an die einzelnen Lesestücke, in zahlreichen Aufgaben den ortographischen-, Sprach- und Aufsatz-Unterricht enthalten und das Lesebuch dem Schüler zu einem wirklichen Schatze machen, während es dem Lehrer die Arbeit erleichtert. Meine geehrten Herren Collegen, welche die Lesebücher einführen, wollen also bis dahin dem vorliegenden Werkchen auch in seiner jetzigen Form ihr Wohlwollen schenken. Für Wünsche und Fingerzeige ist stets zugänglich

Düsseldorf, Januar 1870.

Der Verfasser.

Unser Schulhaus.

Unser Schulhaus liegt an einer ruhigen Straße. Es hat drei Stockwerke. An der Straßenseite zählt man im Ganzen vierzehn Fenster und eine Thüre. Es ist mit grauer Oelfarbe überstrichen und gewährt einen recht freundlichen Anblick. Die Hausthüre liegt in der Mitte. Man muß eine steinerne Treppe hinaufgehen, um an dieselbe zu gelangen. Wenn man sie öffnet, so kommt man in einen breiten Hausflur, welcher mit blauen und weißen Steinen belegt ist. Rechts ist des Lehrers Fremdenstube, links sein Wohnzimmer. Hinter der Fremdenstube befindet sich die Küche und hinter dem Wohnzimmer das Schlafgemach. Aus der Küche gelangt man in das Hintergebäude, worin noch drei kleinere Stuben sind. Auf dem Hofe befindet sich die Waschküche und ein Spielzimmer. An den Hof schließt sich der Garten, welcher mit Mauern umgeben ist. Dort stehen Bäume, Blumen und Küchenkräuter. Unter dem Erdgeschosse ist der Keller.

Neben der Küche führt eine breite Treppe zum ersten Stockwerke hinauf. Dort liegen drei Schulsäle nebeneinander. Eine Treppe höher wohnen noch zwei Lehrer mit ihren Familien. Ueber ihren Wohnungen befindet sich der Speicher und über diesem das Dach.

W. Herchenbach.

a. Haus-Weihe.

Herr, o Gott, wenn Menschen bauen
Und nicht fest auf dich vertrauen,
Wer ist Fels dem Fundament?
Wer hält Mauern und Gewänd'?
Du allein kannst sicher sagen,
Daß Gebälk und Quader tragen.

Und wenn auch die Säulen ständen,
Wie in sichern Riesen-Händen,
Paßte Fug' in Fug' hinein,
Würd' der Mörtel selbst zu Stein
Und es fehlte Gottes Segen,
Müßt' der Bau Verderben hegen.

D'rum bespreng' nach West und Osten,
Wand und Wölbung, Thür und Pfosten;
Breite deine Arme aus
Ueber dieses Friedenshaus,
Daß der wilde Sturm des Bösen,
Niemals mag die Ziegel lösen!

Vor den Eingang auf die Schwelle
Hütend einen Engel stelle,
Der mit blankem Gottes Schwert
Allem Wahn den Zutritt wehrt,
Einen andern auf die Stufen,
Weisheit in das Haus zu rufen.

Und für uns, die drinnen weilen,
Laß die Zeit nicht nutzlos eilen,

Oeffne Herzen und Verstand,
Streife weg der Augen Band,
Daß wir hell die Wahrheit schauen
Und mit Grund auf Gott vertrauen!

W. Herchenbach.

b. Das Schulhaus.

In unserm Orte steht ein Haus,
Da geh'n wir täglich ein und aus;
Da lernen wir so mancherlei
Und sind gesund und froh dabei.
Die Schule ist ein Freudenort,
Da hören wir von Gottes Wort;
Die Kinder alle lieben sich
So brüderlich, so schwesterlich:
Die Schule ist für uns gewiß
Ein schönes Kinder-Paradies.

Das Wohnhaus und seine Theile.

Die Vögel bauen ihre Nester in die Zweige der Bäume und Sträucher, auf Thürme, unter die Dächer, an Mauern und zuweilen auch in die steilen Ufer der Flüsse.

Viele von den wilden Thieren leben in Höhlen oder selbst gegrabenen Löchern; fast alle Geschöpfe Gottes machen sich eine Wohnung, wo ihre Jungen vor Regen und Wind geschützt sind. Die Schnecke trägt sogar ihr Haus mit sich herum; es ist fest mit ihr zusammengewachsen.

Der Mensch braucht noch nothwendiger, als die Thiere, ein Haus. Das seinige ist viel schöner, größer und bequemer. Die meisten Häuser sind aus Stein gebaut und bestehen aus zwei oder drei Stockwerken.

Unter dem Hause ist der Keller und unter dem Dache der Speicher. Zu ebener Erde befindet sich das Unterhaus

oder das Erdgeschoß, über diesem der erste Stock und darüber der zweite. Das Haus ist in verschiedene Räume eingetheilt. Es giebt in demselben eine Küche, ein Wohnzimmer, eines oder mehrere Schlafzimmer und eine Vorrathskammer. In den Häusern reicher und vornehmer Leute ist auch ein Speisesaal, ein Fremdenzimmer, eine Garderobe oder Kleiderzimmer, Badestuben, Waschküchen und noch andere Räume.

Jedes dieser Zimmer ist für den Zweck eingerichtet, wofür es gebraucht wird. Es ist natürlich ein großer Unterschied zwischen den Häusern; einige sind groß, schön, stark und hoch, andere klein, häßlich, baufällig und niedrig.

W. Herchenbach.

a. Die grüne Stadt.

Ich weiß euch eine schöne Stadt,
Die lauter grüne Häuser hat;
Die Häuser, die sind groß und klein,
Und wer nur will, der darf hinein.

Die Straßen, die sind freilich krumm,
Sie führen hier und dort herum;
Doch stets gerade fortzugeh'n,
Wer findet das wohl allzuschön?

Die Wege, die sind weit und breit,
Mit bunten Blumen überstreut;
Das Pflaster, das ist sanft und weich,
Und seine Farb' den Häusern gleich.

Es wohnen viele Leute dort,
Und alle lieben ihren Ort;
Ganz deutlich sieht man dies daraus,
Daß Jeder singt in seinem Haus.

Die Leute sind da alle klein,
Denn es sind lauter — Vögelein;
Und meine ganze grüne Stadt
Ist, was den Namen „Wald" sonst hat.

Ortlepp.

b. Das Vaterhaus.

Wie freundlich ist das Leben
In unserm Vaterhaus!
Da geh'n wir froh, umgeben
Von Freude, ein und aus.
Da spricht aus jedem Munde
Recht treu das Herz sich aus —
Wohl uns zu jeder Stunde
In unserm Vaterhaus!

I. Das Schulzimmer.

Unsere Schulstube hat an der einen Seite vier Fenster; in den drei andern Wänden sind keine Fenster. Der Fussboden besteht aus Eichenbrettern. Es stehen dreizehn Bänke mit Schreibpulten darauf. Den Bänken gegenüber an der Wand stehen zwei grosse Schultafeln und ein höheres Pult für den Lehrer. Neben den Tafeln hängt ein Kreidekasten und ein grosser Schwamm. In der Mitte der linken Wand steht ein hoher Ofen, am Ende derselben der Schulschrank.

An den Wänden sind die Mantelstöcke befestigt. An den Knöpfen hängen die Mützen und Mäntel der Schüler. Die Wände und die Decke des Schulzimmers sehen weiss aus; sie sind mit Kalk überstrichen.

Der Schulschrank hat zwei Thüren und ist

inwendig mit Querbrettern abgetheilt. Auf dem obern Brette stehen Bücher; auf dem mittlern liegen Griffel, Federn, Rechenstäbchen und Wandtafeln; auf dem untern stehen Dintenkrüge und Schiefertafeln.

W. Herchenbach.

1. Der Griffel und die Tafel.

Du hältst einen Griffel in der Hand. Er ist unten spitz und oben stumpf. Er gehört zu den Steinen. Er ist ein Schieferstein. Früher lag er in der Erde. Es giebt ganze Gebirge von Schieferstein. Die Bergleute graben den Schieferstein aus der Erde. Sie spalten ihn. Sie machen Griffel und Tafeln daraus. Der Kirchthurm ist mit Schieferplatten gedeckt. Auch viele Häuser haben ein Dach von Schiefern. Der Schiefer ist schwarz-blau. Du schreibst mit dem Griffel auf die Tafel. Die Schrift wird weiß. Du kannst sie wieder auslöschen. Der Griffel und die Tafel brechen leicht. Man muß sie in Acht nehmen. Mit einem kurzen Griffel kann man nicht gut schreiben. Auch nicht mit einem stumpfen. Du mußt jeden Morgen deinen Griffel zu Hause spitzen. Der Griffel ist schmal und rund. Die Tafel ist breit und flach. Die Tafel hat einen Rahmen. Der Griffel kann keinen Rahmen haben. Die Tafel ist viereckig. Der Griffel ist nicht viereckig.

Es giebt auch noch andere Steine: Der Kiesel. Der Marmor. Der Sandstein. Der Feuerstein. Der Diamant. Das sind sie noch nicht alle.

W. Herchenbach.

2. Die Feder.

Alle Vögel haben Federn. Sie dienen ihnen als Rock und Mantel. Sie halten warm. Sie haben allerhand Farben. Es giebt grosse und kleine Federn. Die grossen braucht man zum Schreiben. Die Gans und der Schwan haben solche Federn. Die Schreibfeder hat einen hohlen Kiel. In dem Kiele oder der Spule sitzt die Seele. Es ist aber keine Menschenseele. Oben ist der Schaft oder die Fahne. Der Schaft hat an beiden Seiten Fasern. Er läuft oben spitz zu. Die Feder wird geschnitten. Sie wird vorn zugespitzt. Die Spitze hat einen Spalt. Man taucht die Spitze in die Dinte. Man schreibt mit der Feder auf Papier. Die kleinen Federn kann man zum Schreiben nicht gebrauchen. Sie sind weich und sanft. Man macht Betten daraus. Ganz junge Vögel haben noch keine Federn. Es gibt auch Federn von Stahl. Sie sind nicht gewachsen. Die Menschen haben sie gemacht. Man kann damit ebenfalls schreiben. Sie sind aber nicht weich und wärmen nicht. Man könnte sie in Betten nicht brauchen.

W. Herchenbach.

a. Wie die Feder plauderhaft ist.

Man sollte es der Feder gar nicht ansehen, daß sie so grundgelehrt ist, und doch ist es wahr. Sie kennt alle Sprachen und versteht alle Wissenschaften. Sie weiß, was die Vögel in der Luft machen, was die Wolken thun, wo die Sterne schlafen, und wo die Sonne ihren Palast hat. Sie schaut bis auf den Grund des Meeres, bis tief in die dunkle Erde und sieht, wie dort die Steine nebeneinander liegen und schlafen. Sie erzählt die schönsten Mährchen

und weiß allerliebste Stückchen vom Himmel und von den Engeln. Ist dein Vater verreist, viele hundert Stunden weit in ein fremdes Land, und du möchtest gerne mit ihm sprechen, so brauchst du es nur der Feder zu sagen, und sie richtet es getreulich aus. Aber eine häßliche Unart hat sie an sich, sie plaudert Alles aus und kann Nichts verschweigen. Dabei ist es ihr ganz gleich, wem sie Alles sagt, sei es Vater oder Mutter, Freund oder Feind, sie kann einmal den Mund nicht halten.

Zu Nicolaus und zu Weihnachten ist sie den Kindern sehr gut. Die möchten gerne allerlei schöne Sachen aus dem Himmel haben und wissen nicht, wie sie es anfangen sollen, daß es der heilige Mann und das Christkind gewahr werden. Endlich finden sie Rath. Sie sagen alles der Feder, und die Feder, die noch von früher gut fliegen kann, fliegt in den Himmel und sagt es dort wieder. Sind die Kinder artig gewesen, dann erhalten sie das Gewünschte; die unartigen aber bekommen gewöhnlich eine Ruthe.

W. Herchenbach.

3. Der Bleistift und das Lineal.

Der Bleistift ist rund oder eckig. Er gleicht in seiner Gestalt dem Griffel am meisten. Er ist nicht von Stein. Er besteht aus zwei Theilen. Auswendig ist Holz. Inwendig liegt fest eingeschlossen die Schreibmasse. Sie heißt Graphit. Der Graphit wird aus der Erde gegraben. Er bricht leicht. Mit dem Bleistift kann man schreiben und zeichnen. Man zieht auch Linien damit. Das Geschriebene verwischt sich leicht. Zum Linienziehen braucht man ein Lineal. Es ist von Holz. Man

hat vierkantige und glatte Lineale. Der Schreiner hat sie gemacht. In der Schule sind noch viele andere Dinge von Holz: Der Fußboden. Die Thüre. Die Sitzbank. Das Pult. Der Fensterrahmen. Der Mantelstock. Die Federdose. Das Pult des Lehrers. Der Tafelrahmen. Die große Schultafel.

W. Herchenbach.

4. Die Dinte und das Dintenfaß.

Die Dinte ist im Dintenfasse. Sie ist schwarz. Man schreibt damit auf das Papier. Die Schrift wird schwarz. Man kann sie nicht auslöschen. Sie ist flüssig. Man darf keine Flecken mit der Dinte machen. Man muß die Feder nicht zu tief hineintauchen. Man hat auch blaue und rothe Dinte. Der Lehrer braucht rothe Dinte zum Verbessern der Fehler. Manchmal nimmt er auch blaue.

Das Dintenfaß steht in der Bank. Der Schreiner hat ein Loch dafür gebohrt. Das Dintenfaß ist von Stein oder von Blei. Zuweilen ist es auch von Holz oder Kupfer. Es hat oben einen breiten Rand. Unten ist es walzenförmig.

W. Herchenbach.

5. Das Papier.

Das Papier ist weiss. Es ist ganz dünn. Man kann es leicht zerreissen. Es schmutzt auch leicht. Man muss es desshalb sauber halten. Das Papier ist aus Lumpen gemacht.

Paul hatte ein ganz altes Hemd. Es waren viele Löcher darin. Er konnte es nicht mehr anziehen. Da

kam der Lumpensammler. Die Mutter gab ihm das Hemd. Der Lumpensammler brachte es in die Papierfabrik. Dort wurde es in ganz kleine Stücke zerschnitten und zu Brei zerstossen. Aus diesem Brei machte man das Papier.

Man hat Papier in allen Farben. Es gibt dickes und dünnes: Schreibpapier, Postpapier, Seidenpapier, Strohpapier, Pappdeckel, Löschpapier u. s. w.

W. Herchenbach.

a. Der brave Schüler.

Wilhelm war ein gutes Kind. Er machte seinen Eltern Freude. Sein Lehrer hatte ihn recht gern. Morgens sprang er munter aus dem Bette und verrichtete sein Morgengebet. Vom Wasser war er kein Feind. Er wusch sich ganz rein und blank. Auch kämmte er sein Haar immer glatt. Seine Kleider hatten kein Fleckchen. Seine Stiefel glänzten vor Sauberkeit. Munter kam er in die Wohnstube. Dort stand das Frühstück. Er verzehrte es mit gutem Appetit. Dann schnallte er seine Bücher zusammen oder steckte sie vorsichtig in den Tornister. Niemals vergaß er eines. Er grüßte Vater und Mutter und eilte fort. In der Schule war er fleißig und freundlich. Alle Schüler hatten ihn lieb. Er blieb fast nie eine Antwort schuldig. Seine Bücher waren rein. Seine Schrift war schön. Später wurde er ein tüchtiger Mann.

W. Herchenbach.

6. Der Ofen.

Im Sommer braucht man keinen Ofen, weil es schon warm genug ist. Im Winter aber, wenn es draußen friert und schneit, dann ist er uns ein lieber Freund. Er ist ganz von Eisen und

sieht so schwarz aus, wie ein Mohr. Wenn er aber recht in der Gluth ist, dann bekommt er rothe Wangen. Er heult und prasselt daß es eine Freude ist. Arme Leute, welche kein Holz und keine Kohlen haben, müssen oft kalt sitzen und frieren. Wir wollen ihnen von unsern Kohlen und von unserm Holze mitgeben. Der Ofen besteht aus dem Fußgestell, dem walzenförmigen Rumpfe und der Pfeife oder dem Rohre. Das Fußgestell ist von Holz. Der eiserne Aschkasten findet in demselben seinen Platz. Der Rumpf hat zwei Thüren und einen Deckel. Die eine Thüre ist unten und läßt Luft herein. Die andere, welche sich oben befindet, muß da sein, damit man Holz oder Kohlen hinein bringen kann. Holz, Kohlen und Torf nennt man Brennmaterialien. Oben auf dem Ofen ist der Deckel, den man abnehmen kann. An der Hinterseite, unterhalb des Deckels, kommt eine Röhre hervor, welche in den Schornstein geht. Sie hat einen Schieber, denn man vor- und zurückschieben kann. Die Röhre ist ebenfalls aus Eisen gemacht. Man nennt sie auch Ofenpfeife.

Der Küchenofen ist größer, als der Stubenofen. Der Backofen ist noch größer. Der Kalkofen und der Schmelzofen sind am größten.

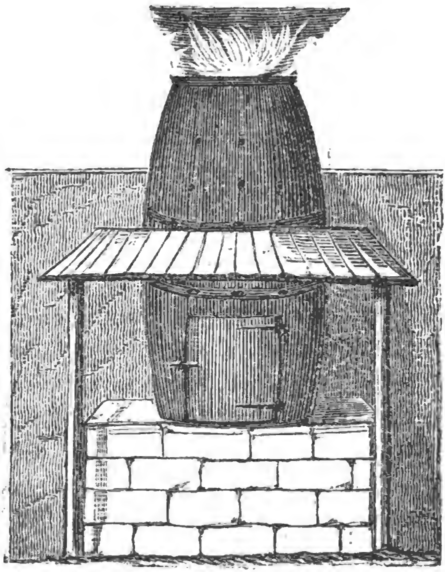
W. Herchenbach.

a. Nimm dich in Acht.

Der kleine Gustav lief in der Stube umher und war so voller Lust, daß er laut aufjauchzte. Jetzt tanzte er auf und nieder und bald nachher hüpfte er auf einem Beine. Da sah er einen Topf auf dem Ofen stehen. Er war immer ein wenig neugierig und hätte gerne gewußt, was in dem Topfe war. Weil er noch zu klein war, um vom Boden hineinzuschauen, so nahm er einen Stuhl, stieg auf denselben und nahm den Deckel ab. Der Deckel aber war so heiß, daß er sich die Finger verbrannte. Er ließ ihn schreiend fallen und wollte vom Stuhle herunterspringen. Unglücklicher Weise that er einen Fehlsprung. Der Stuhl fiel um und Gustav stürzte gegen den heißen Ofen. Die Mutter, welche in der Küche beschäftigt war, hörte sein Geschrei und kam

außer Athem herbeigelaufen. Fast wäre sie vor Schrecken gestorben, denn ihr Liebling hatte das Gesicht und die Hände ganz jämmerlich verbrannt. Sie nahm das weinende Kind vom Boden, schickte sogleich zu einem Arzte und brachte Gustav zu Bette. Der Arzt kam und legte ihm Pflaster auf die Brandwunden. Gustav mußte große Schmerzen ausstehen und kam fast gar nicht mehr aus dem Weinen heraus. Sechs Wochen vergingen, ehe er wieder gesund wurde.

W. Kerchenbach.



b. Der Schmelzofen.

Der Schmelzofen, auch Hochofen genannt, hat nichts mit dem Stubenofen gemein. Er ist sehr gross, hat eine bedeutende Höhe und ist von unten bis

oben aus Steinen gebaut. Man bedient sich seiner, um Metalle oder vielmehr die Steine, worin die Metalle enthalten sind, zu schmelzen. Solche Steine nennt man Erze. Es gibt Eisenerze, Kupfererze und noch viele andere. Die Erze schmilzen nur dann, wenn das Feuer sehr stark ist. Man vermischt sie mit Kohlen und Kalksteinen und schüttet sie in den grossen Ofen hinein. Es dauert lange, ehe die Erze flüssig werden. Geschieht es endlich, so kommen sie als ein rother, glühender Strom unten am Ofen heraus. Die Hitze ist so gross, dass man es in der Nähe dieses Metallstromes nicht lange aushalten kann. Ein Hochofen brennt Tag und Nacht in einem fort und es wird immer wieder neue Nahrung hineingeworfen. Die Flamme lodert und braust und schlägt so hoch aus dem Ofen heraus, dass man sie nachts in weiter Ferne sieht und glaubt, es sei irgendwo ein Brand ausgebrochen. Die Leute, welche sich an dem Hochofen beschäftigen, sind im Gesichte und an den Händen ganz schwarz von Schmutz und Kohlenstaub. Der rothe Gluthstrom wird allmählig kalt und hart. Dann ist es Metall. Hat man Eisenerz in den Ofen gethan, so erhält man jetzt Eisen. Das Eisen ist ein sehr nützliches Metall, aus dem hunderte von Gegenständen verfertigt werden.

W. Herchenbach.

c. Suppe kochen.

Die Abendglocke klang,
Und Mutter blieb so lang,
Da wollt' das Kind ein Feuer stochen
Und seiner Puppe Suppe kochen.

Die Flamme kam an's Stroh,
Das brannte lichterloh,
Und eh' das Kind sich umgesehen,
War's um das ganze Haus geschehen.

Die Mutter kam nach Haus,
Da war das Feuer aus;
Doch als sie nach dem Kind thät fragen,
Ein Balken hatte es erschlagen.

W. Herchenbach.

d. Hinterm Ofen.

Draussen heult der kalte Sturm,
Bläst und pfeift um Haus und Thurm,
Und des dichten Hagels Prasseln
Uebertönt der Fenster Rasseln.

Wer auf Weg und Stegen weilt,
Hüllt sich fester ein und eilt,
Schicket durch des Sturms Getümmel
Still Gebet zum hohen Himmel.

Doch im Stübchen rein und blank,
Traulich auf der Ofenbank,
Mag man in das Wetter schauen
Und getrost auf Gott vertrauen.

Wenn die Wärme uns durchdringt,
Wenn der Kessel dampfend singt,
Fühlen wir ein Wohlbehagen
Lieblich durch die Glieder schlagen.

Kätzchen rollt sich ein und schnurrt,
Hündchen liegt im Schlaf und knurrt,
Und des Ofens rothe Wangen,
Gleich dem Mohn im Korne prangen.

Strahlt der Lampe heller Schein
Freundlich durch das Kämmerlein,
Wir erzählen um die Wette,
Bis der Sandmann ruft: zu Bette!

W. Herchenbach.

7. Die große Schultafel und die Kreide.

Die Schultafel ist viel größer, als die Schiefertafel. Sie ist ganz aus Holz gemacht und so schwer, daß die kleinen Knaben und Mädchen sie nicht heben können. Sie hängt entweder an der Wand oder steht auf einem Gestelle. Man kann nicht mit dem Griffel auf dieselbe schreiben, sondern muß sich der Kreide bedienen. Die Kreide ist weiß, die Schultafel schwarz. Die weiße Schrift ist auf der schwarzen Tafel recht gut zu sehen, sie sticht von derselben ab.

Die Schultafel war früher ein Baum, welcher Aeste, Zweige und Laub oder Blätter hatte. Der Baum wurde umgehauen und zu Brettern zersägt. Die Bretter wurden in der Luft und in der Sonne getrocknet, dann vom Schreiner gehobelt und aneinandergeleimt. Die schwarze Farbe lag nicht im Holze, sondern ist mit einer Beize darauf gemacht. Wenn ich die Schultafel mit der Schiefertafel vergleiche, so finde ich, daß sie beide viereckig sind und zum Schreiben dienen. Sie sind aber doch auch verschieden, sowohl in der Größe, als in ihren Bestandtheilen. Während die Schultafel ganz aus Holz besteht, ist bei der Schiefertafel nur der Rahmen aus Holz. Die letztere kann man mit nach Hause nehmen, die erstere nicht. An die Schultafel schreibt meistens der Lehrer, die Kinder nur zuweilen.

W. Herchenbach.

8. Die Bank.

Die Schüler würden sehr müde werden, wenn sie den ganzen Tag stehen müßten. Auch ein Stuhl würde ihnen nicht sehr bequem sein, weil sie Hefte und Tafeln nicht aufschlagen könnten und keinen Platz für die Bücher hätten. Deßhalb sitzen sie auf der Schulbank. Diese besteht aus zwei Haupttheilen, aus der Sitzbank und dem Pulte. Das Pult ist derjenige Theil der Bank, welcher vor dem Schüler steht. Es ist oben schräge und hat unter dem schrägen Deckel einen Raum für die Bücher. Den Deckel nennt man auch die Platte. In derselben befinden sich die Dintenfässer.

Die Bank ist ebenso, wie die Schultafel aus Holz gemacht und der Schreiner ist ihr Verfertiger. Er brauchte dazu eine Säge, einen Hammer, einen Hobel, Leim und Nägel.

Auch der Anstreicher hat an der Bank gearbeitet. Er hat die Farbe darauf gestrichen. Welche Farbe hat diejenige Bank, auf welcher du sitzest? — Aus welcher Art von Holz ist sie gemacht? — Hast du schon einen Tannenbaum gesehen? Wo steht der Tannenbaum? Hat er Blätter? — Nicht wahr, er sieht im Sommer und Winter immer grün aus! — Woraus sind der Fußboden, das Fenster und die Thüre gemacht? —

W. Herchenbach.

a. Tanne und Birke.

Ein Häufchen Kinder redete einmal von den schönen Bäumen. Da sagte Eins: „Wißt ihr auch, welches der schönste Baum auf der Welt ist?“ Das kleine Hanneli klatschte in die Hände und rief: „O, das ist der Christbaum, der so viele Lichter und so herrliche Sachen für die

Kinder trägt. Und alle sagten: „Ja ja, es ist der Christbaum." Das Kind fragte wieder: „Welches ist aber der



Tanne.



Birke.

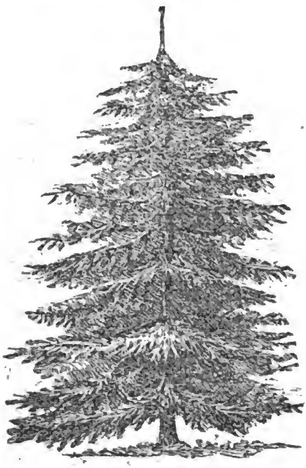
garstigste Baum?" Und der schlimme Franz rief geschwind: „Das ist der Ruthenbaum! Das ist die Birke! weil man aus ihren Zweigen Ruthen macht." Und die Kinder lachten; denn sie wußten wohl, daß Franzens Mutter eine Ruthe für den schimmen Buben brauchte.

Stauß.

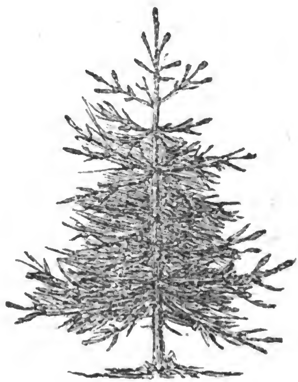
b. Das Christbäumchen.

Die Bäume hatten einmal Streit unter einander, welcher von ihnen der vorzüglichste sei. Da trat die Eiche hervor und sagte: „Sehet mich an, ich bin hoch und dick und habe viele Aeste, und meine

Zweige sind reich an Blättern und Früchten.“ „Früchte hast du wohl,“ sagte der Pfirsichbaum, aber es sind nur Früchte für die Schweine; die Menschen mögen nichts davon wissen. Aber ich liefere meine rothbackigen Pfirsiche auf die Tafeln der Könige.“ „Das hilft nicht viel,“ sagte der Apfelbaum, „von deinen Pfirsichen werden nur wenige Leute satt, auch dauern sie nur wenige Wochen, dann werden sie faul, und Niemand kann sie mehr brauchen. Da bin ich ein anderer Baum: ich trage alle Jahre Körbe voll Aepfel, die brauchen sich nicht zu schämen, wenn sie auf eine vornehme Tafel gesetzt werden, aber sie machen auch die Armen satt, man kann sie den ganzen Winter im Keller aufbewahren, man kann sie im



Fichte.



Tanne.

Ofen dörren oder kann Wein davon keltern. Ich bin der nützlichste Baum.“ „Das bildest du dir ein,“ sagte die Tanne, „aber du irrst dich. Mit

meinem Holze heizt man die Oefen und baut man die Häuser, mich schneidet man zu Brettern und macht Tische, Stühle, Schränke, ja sogar Nachen und Schiffe daraus; dazu bin ich im Winter nicht so kahl wie ihr, ich bin das ganze Jahr hindurch grün und schön.“ „Das Nämliche bin ich auch,“ sagte die Fichte, „allein ich habe noch einen Vorzug. Wenn Weihnachten wird, dann kommt das Christkindchen, setzt mich in ein schönes Gärtchen und hängt goldene Nüsse und Aepfel, Mandeln und Rosinen an meine Zweige. Und über mich freuen sich die Kinder am allermeisten, ist das nicht wahr?

Curtmann.

II. Der Keller.

Der Keller ist der unterste Theil des Hauses; man muß eine Treppe hinabsteigen, um in denselben zu gelangen. Er liegt fast ganz in der Erde und da er nur kleine Fenster oder Lichtlöcher hat, so ist es dunkel in demselben. Es ist überhaupt nicht schön da; denn man sieht nur die nackten Mauern, welche zuweilen mit Kalk überstrichen sind.

Im Keller bewahrt man Holz und Steinkohlen, Kartoffel, Rüben, Möhren, Gemüsetonnen, Weinflaschen, Fässer, Kübel und andere Dinge, die man aus dem Wege stellen will.

Zum Wohnen für die Menschen taugt der Keller nicht, aber Ratten und Mäuse halten sich gerne dort auf. Die Mäuse machen dem Mehl, der Butter

und dem Käse ihre Besuche; die Ratten greifen auch Rüben und Kartoffeln an, wenn sie nichts Besseres haben. Die Köchin stellt ihnen Fallen auf, worin sie oft gefangen werden und ihre Naschhaftigkeit mit dem Tode büßen müssen. Auch Miezchen legt sich zuweilen auf die Lauer, erhascht sie mit seinen scharfen Krallen und verspeist sie. Das Mäusefleisch schmeckt ihm so gut, wie uns der leckerste Braten; wir aber danken sehr für Miezchens Mahlzeit.

W. Herchenbach.

1. Das Holz und die Hobelspäne.

Das Holz im Keller dient zum Ofenanzünden. Es ist in ganz kleine Stücke zerhackt und in einem Winkel aufgeschichtet. Daneben liegen auch Hobelspäne, welche noch leichter Feuer fangen, als das Holz. Man muss sich in Acht nehmen, dass man nicht mit Licht an die Hobelspäne kommt. Einmal hatte unsre Magd die Lampe zu nahe an die Hobelspäne gebracht. Da gab es Feuer. Der ganze Keller war voll Rauch. Wir trugen Wasser hinab und gossen dasselbe in die Flamme. Für diesesmal ging es noch gut, aber es hätte leicht das ganze Haus in Brand gerathen können.

Unsere Katze liegt warm in den Hobelspänen. Sie schläft in denselben und spielt auch damit. Aber sie hat auch allerlei Spitzbubenstreiche im Kopfe und macht sich gerne über die Butter und das Fleisch her. Man muss desshalb alles sorgfältig verschliessen, damit sie nicht daran kommen kann. Wenn sie nichts zu stehlen findet, so geht sie auf die Ratten- und Mäusejagd. Das hat man gern; man streichelt sie dafür und giebt ihr

Milch. Wenn die Katze die Mäuse nicht alle vertilgen kann, so stellt man noch Fallen auf.

In einigen Gegenden, wo viele Wälder sind, braucht man das Holz nicht allein zum Anzünden des Ofens, sondern man brennt es den ganzen Tag. Es wird im Winter gefällt und nach Hause gefahren. Man schichtet es im Hofe zu hohen Haufen und lässt es ganz dürr werden.

W. Herchenbach.



a. Kätzchen.

Kätzchen, nun müßt ihr auch Namen haben,
Jedes nach seiner Kunst und Gaben.
Sammtfell heiß ich dich,
Jenes dort Leiseschlich,
Dieses da Fangemaus
Aber dich Töpfchenaus.
Und sie wurden gar schön und groß;
Sammtfell saß gern auf dem Schooß,
Unter das Dach stieg Fangemaus
Leiseschlich lief in die Scheune hinaus
Töpfchenaus sucht' in der Küche sein Brot,
Machte der Köchin viele Noth.

Hey.

b. Miezchen und seine Mutter.

Jung Miezchen sprach zur Katzen-Mutter:
„Im Keller ist es gar nicht schön,
Zwar steh'n im Kasten Fleisch und Butter,
Doch Niemand läßt ihn offen steh'n."

„Ich will im weißen Schnee spazieren,
Da find' ich wohl was Leckres aus;
Was soll ich hier die Zeit verlieren
Im finstern, dunkeln Kellerhaus.

Die Alte sprach: „Du kriegst den Schnupfen,
Hast weder Schuh noch Strümpfe an;
Am Sonntag will ich Wolle zupfen,
Dann strick' ich dir ein Höschen an."

„Hm!" sprach das Miezchen, „so verpacken
Sich alte Leute nur allein,
Schlug stolz das Köpfchen in den Nacken
Und rannte in den Schnee hinein.

Da schimpfte nun die alte Katze,
Und schlug die Thüre klirrend zu,
Und drohte mit der scharfen Tatze:
„Wart', wart', du böse Hexe du!"

Jung Miezchen war nicht lang im Kalten,
Da thaten ihm die Füßchen weh,
„Miau, miau," sprach's lang zur Alten,
Ach, hilf mir aus dem kalten Schnee!"

Die aber stand wie taub geboren
Und lachte in die Faust hinein:
„Du hast ja hier nur Zeit verloren
Wer möcht im dunkeln Keller sein!"

Das Miezchen bat mit viel Miauen,
Der Mutter ward das Herz so weich,
D'rum machte sie's, wie alle Frauen,
Sie half ihm auf und küßt' es gleich.

Dann sprach sie: „Laß den Vater kommen,
Der soll dir mal die Haut beseh'n!"
Doch hat der Vater nichts vernommen,
Die liebe Mutter schwieg gar schön.

W. Herchenbach

c. Der Holzhacker.

Ein Bäuerlein fällte die knorrige Eich';
Er seufzte und murrte bei jeglichem Streich:
„Es ist doch ein Jammer, es ist ein Verdruss,
Wie unser eins immer sich peinigen muss.
Wie ist doch der Arme so elend daran,
Wär' ich doch ein reicher, vermöglicher Mann!"

Da kommt ein holder, schönlockiger Knab',
Im Silbergewande mit goldenem Stab;
Er redet gar freundlich das Bäuerlein an:
„Gott grüss dich, du armer, unglücklicher Mann!
Verlange, was immer dein Herz nur begehrt,
Es sei dir die Bitte zur Stunde gewährt."

Es wird zwar dem Bäu'rlein gar schaurig und bang;
Bei all' dem besinnt sich mein Bäur'lein nicht lang.
Er ziehet gar höflich sein Pelzkäppchen ab
Und spricht sich verneigend: „O himmlischer Knab',
Ich bitte, weil ihr es doch selber so wollt —
Was ich nur berühre, das werde zu Gold."

Da lächelt gar seltsam der lockige Knab',
Berührt das Bäu'rlein mit goldenem Stab:
Ich wollte, du hättest was Bess'res begehrt,
Doch sei dir die Bitte zur Stunde gewährt."
So spricht er verschwindend in goldenem Duft,
Und himmlischer Wohlgeruch füllet die Luft.

„Gottlob“ ruft das Bäu'rlein, „nun bin ich ja reich!“
Er prüfet die herrlichen Kräfte sogleich;
Kaum fasst er der Eiche gekrümmten Ast,
So bricht er von goldener Eichelein Last;
Die Blättlein und Knösplein ohn' Ende und Zahl,
Sie schimmern von lauterm Golde zumal.

„O Wunder, o Freude! jetzt geh' ich nach Haus;
Die Arbeit da mache ein Anderer aus.
Nun ess' ich nichts mehr als Braten und Wurst
Und trinke Burgunder und Rheinwein für Durst
Nur diesmal noch ess' ich vom Brod da genug
Und trinke das letzte aus irdenem Krug.“

Er langet sein irdenes Krüglein herbei;
Wie schwer ist's, wie funkelt's und schimmerts ei, ei
Doch weh! auch das Wasser gerinnet zu Gold,
Kein Tröpflein dem goldenen Krüglein entrollt.
Er bricht von dem Brode, und beisset, o Graus!
Am goldenen Bröcklein die Zähne sich aus.

„O Schrecken, o Jammer, was fang' ich jetzt an?
Was hab' ich aus Dummheit und Goldgier gethan!
Nichts hilft mir im Hunger die goldene Wurst,
Und Gold statt des Wassers stillt nimmer den Durst.
O hätt' ich statt des Goldes nur Wasser und Brot,
Ach, was mir mein Glück schien, das wird jetzt mein Tod!“

Vor Schrecken und Jammer mein Bäu'rlein erwacht;
Denn all' dies war nur ein Traum in der Nacht,
„Gottlob“, spricht es, froh der verschwundenen Noth,
„Jch habe statt Goldes mein tägliches Brot!
Gottlob, dass ich wieder bei ruhigem Sinn,
Und nicht das verwünschte Goldkäferlein bin!

„Gar gut ist's, so hat mich das Träumlein belehrt,
Dass Gott nicht gleich jegliches Jedem gewährt;
Gar mancher begehrte des Goldes wie Stroh
Und würde doch nimmer zufrieden und froh;
Ja mancher wünscht manches mit thörichtem Mund
Und ginge an Leib und Seele zu Grund.“

Christoph Schmidt.

2. Die Steinkohlen.

Die Steinkohlen sind in holzarmen Gegenden ein sehr wichtiges und nothwendiges Brennmaterial. Für die Schmieden, die Fabriken, die Schmelzöfen und mancherlei Gewerbe sind sie geradezu unentbehrlich, weil sie eine größere Hitze entwickeln, als das Holz. Sie wachsen aber nicht im Walde wie die Bäume, sondern liegen in der Erde. Um zu ihnen zu gelangen, muß man tiefe Gruben, Schachte genannt, in den Boden graben. Die Bergleute steigen dann mit Lampen in die Schachte hinab und hacken die Steinkohlen mit ihren spitzen Hauen los; einige von ihnen schaffen sie durch den Schacht hinauf.



Der Ort, wo die Steinkohlen gegraben werden, heißt ein Kohlenbergwerk; es hat im Schooße der Erde viele Gänge, welche kreuz und quer laufen. Die Bergleute, welche dort arbeiten, kennen die Wege genau und jeder von ihnen hat seinen bestimmten Platz.

Das Arbeiten unter der Erde ist sehr mühsam; auch drohen den Bergleuten viele Gefahren, denn es kommt zuweilen vor, daß die Gänge oder Stollen einstürzen, daß das Wasser eindringt und böse Dünste aufsteigen. Mancher, der am Morgen gesund hinabstieg, sah niemals das Tageslicht wieder. Man sagt deshalb nicht mit Unrecht, die Bergleute hätten immer ihr Todtenhemd auf dem Leibe.

Wie gut haben wir es dagegen hier oben im schönen lichten Sonnenscheine!

Es ist ganz in der Ordnung, mein Kind, daß man für alle Bedrängten betet, nun so wollen wir auch künftig den Bergmann in unser Gebet einschließen und den lieben Gott bitten, daß er ihn vor Unglück und Schaden bewahrt.

Wenn die Steinkohlen auf der Oberwelt angekommen sind, werden sie auf Wagen geladen und fortgefahren. Das geschieht meistens auf den Eisenbahnen; es geht viel schneller, als mit der Pferdekarre. Manchmal sieht man Eisenbahnzüge von 60—70 Wagen.

In den Städten werden die Kohlen abgeladen; die Leute kaufen sie und legen sie in den Keller, bis sie zum Heizen gebraucht werden. Außer den Steinkohlen und dem Holze dient auch noch der Torf als Brennmaterial.

W. Herchenbach

a. Der Bergmann.

Der Bergmann sieht selten der Sonne Gesicht;
Kaum röthet der Morgen die Spitzen der Bäume,
So steigt er mit Fäustel und brennendem Licht
Durch finstere Schachte in gähnende Räume.

Dort lagern die Kohlen in mächtigen Reih'n,
Vom ewigen, schweigenden Dunkel umgeben;
Sie funkeln beim bläulichen Lampenschein
Und spüren zum erstenmal nahendes Leben.

Der Knappe befiehlt sich dem Schutze des Herrn
Und greifet die Haue mit schwieligen Händen.
Herr, halte die schießenden Wasser ihm fern,
Bewahr ihn vor stürzenden Bogen und Wänden.

Wir oben, wir wandeln in strahlendem Licht
Und schüren die Kohlen zu wärmenden Flammen.
Vergessen des Bruders da unten wir nicht,
Den drückende Sorgen zum Dunkel verdammen!

W. Herchenbach.

b. Das Bergwerk.

Karl: Mutter, ich hab' meinen Dreier dem Bergmann gegeben!

Mutter: Ei, das glaube ich wohl. Hast du denn aber auch etwas Hübsches dafür gesehen?

Karl: Ach ja, Mütterchen, das war recht hübsch, was uns der Mann zeigte. In einem großen Kasten hatte er ein Bergwerk dargestellt. Es war einem wirklichen Bergwerke nachgemacht. Zwischen den Steinen sah man überall Erze, besonders Eisen-, Kupfer- und Bleierze. In langen, schmalen Gängen standen überall kleine schwarze Bergleute aus Holz, die mit einem großen Hammer das Metall abschlugen. Andere schafften es auf Schiebkarren nach einem Orte hin, von wo aus es in die Höhe gewunden wurde. Alle Bergleute hatten an der Brust oder am Hute eine Lampe. Denn in der Erde, liebe Mutter, da ist es stockfinster, wie in unserm Keller. Der Bergmann hat es gesagt, und der ist selber darin gewesen.

Mutter: Hat er euch denn Etwas von den Metallen erzählt?

Karl: O ja! Er hatte große Stücke bei sich und zeigte sie uns. Ein Stück war recht schwer und sah wie Blei aus, glänzte aber sehr schön. Darum nannte er es auch Bleiglanz. Denke dir nur aber, dazwischen steckte auch Silber. Aber man konnte das Silber nicht sehen. Der Bergmann sagte, es wäre so mit dem Blei vermischt, wie der Zucker mit dem Kaffee, wenn er darin aufgelöst ist. Wenn man das Silber allein haben will, so muß man den Bleiglanz erst rösten und schmelzen. Eisensteine hat er uns auch gezeigt. Sie sehen bald wie Eisen aus, sind aber nicht so schwer. In manchen Gegenden bestehen große Berge nur aus Eisenerz.

Aber man braucht ja auch viel Eisen. Ich habe auch ein Erzstück gesehen, in welchem Kupfer war. Das Kupfer sah aber gar nicht so roth aus, wie an unserm grossen Kessel, sondern gelb wie Messing. Der Bergmann meinte, diese Farbe rühre von dem Schwefel her, welcher dazwischen sei.

Mutter: Ich freue mich, daß du Alles so hübsch behalten hast.

Karl: Unser Lehrer will uns in der andern Woche noch mehr von den Metallen erzählen und uns auch hübsche Steine zeigen. Mutter, ich mache mir auch eine Steinsammlung.

Mutter: Thue das! die Steine sehen recht hübsch aus.

Lüben.

3. Die Kartoffel.

Im vorigen Herbste, als die Kartoffel-Ernte vorüber war, kam ein Fuhrmann an unser Haus, der einen grossen Wagen voll Kartoffel hatte. Er knallte in die Peitsche und rief: „Wollt ihr Kartoffel kaufen?“ „Was meinst du, Frau?“ fragte darauf mein Vater. „Ich denke ja,“ antwortete die Mutter, „bald kommt der lange Winter mit seinem Schnee und Eis, wo nichts mehr wächst; desshalb muss man sorgen, dass man Vorrath im Keller hat.“



Sie ging auf die Strasse hinaus und fragte den Mann nach dem Preise. Er forderte viel mehr, als meine Mutter geben wollte; aber endlich wurden sie doch einig. Der Fuhrmann wollte nun die Kartoffel in den Keller hinabtragen,

aber meine Mutter sagte: „Sie müssen erst gewogen werden, damit ich weiss, ob ich auch meine Sache habe. Jetzt wurde ein Sack nach dem andern auf die grosse Wage gestellt und das Gewicht eines jeden aufgeschrieben. Mein Vater rechnete es zusammen und sagte: „Es sind gerade sechstausend Pfund; damit werden wir wohl für den Winter auskommen."

Der Fuhrmann trug die Säcke in den Keller. Dort war ein besonderer Raum abgeschlagen und mit Brettern belegt; hier wurden sie ausgeschüttet. Es war ein tüchtiger Haufen, aber da wir alle Tage davon nahmen, so wurde er immer kleiner. Als es zu frieren begann, liess der Vater die Kellerlöcher mit Stroh verstopfen, denn die Kartoffel können nicht viel Kälte ertragen. Wenn sie befroren sind, schmecken sie unangenehm süss und Niemand will sie essen.

Im Frühjahre, als die Blumen und Bäume anfingen, zu wachsen, da schlugen auch die Kartoffel im Keller aus, trieben Wurzeln und Stengel und setzten junge Kartöffelchen an. Sie verwuchsen so fest ineinander, dass es ein dichter Wulst wurde und es sah fast aus, wie ein grünes Feld.

Nun war es mit dem Wohlgeschmacke der Kartoffeln vorbei und wir harrten auf die Zeit, wo wir frische aus dem Garten holen konnten.

W. Herchenbach.

a. Der kostbare Brei.

Hans war ein Leckermaul. Am Tische hatte er stets etwas auszusetzen. Bald war zu viel Salz in den Speisen, bald zu wenig; heute mochte er keine Kartoffel essen, morgen sagte ihm das Gemüse nicht zu. Kam etwas auf die Tafel, was ihm recht mundete, so konnte er nicht genug bekommen.

„Das muß anders werden, Hans," sagte der Vater. „Kinder müssen Alles essen lernen." Am andern Tage brachte die Mutter einen Kartoffelbrei auf den Tisch, den sie absichtlich ziemlich mager gekocht hatte. Hans legte schon nach dem ersten Versuche den Löffel weg, zog ein schiefes Gesicht und schielte auf der Tafel umher, ob nichts Besseres da sei.

„Heute gibt es nur Kartoffelbrei," sagte die Mutter.

„Ei Hans, so iß nur wacker zu," sprach der Vater, „denn vor Abend bekommst du Nichts mehr. Wir Beide wollen in den Wald und kommen spät zurück."

Hans lächelte, denn er freute sich auf den Wald, und heimlich dachte er: Dort gibt es Wald- und Erdbeeren in Fülle; warum sollte ich also den schlechten Kartoffelbrei essen?

Der Vater gab sich den Anschein, als merke er Nichts, aber heimlich lächelte auch er, aber was er dachte, stimmte mit dem Gedanken des Knaben nicht überein.

Im Walde war es heute so schön kühl und schattig, daß Hans sich königlich freute und sich der Länge nach unter eine Buche streckte, während sein Vater sich mit dem Ausroden großer Wurzeln abmühte.

„Sammle eine Bürde dürren Holzes," sprach der Vater, „die Mutter kann es daheim gut brauchen."

Hans gab sich an's Werk, und da er auf dem Boden nicht genug fand, so kletterte er auf die Bäume und brach eine Menge dürrer Aeste. Als er fertig war, knurrte ihm der Magen und er gab sich auf die Waldbeeren-Jagd; aber die Beeren standen nur spärlich hier und dort und reichten nicht hin, seinen Hunger zu stillen. Er legte sich wieder hin und lauschte auf den Gesang der Vögel. Wie sonderbar! Es kam ihm vor, als sängen sie alle:

Zück, zück, zückük, zückei,
Hätt' ich den Kartoffelbrei!

Er wurde fast böse auf sie und ein paarmal warf er mit Steinen nnd Holzstücken unter die fröhliche Sängerschaar.

Als sie am Abende nach Hause kamen, war Hans recht müde, denn er hatte eine schwere Last Holz getragen. „Was haben wir zu essen!" fragte der Vater. „Braten und Salat mit Kartoffeln," gab die Mutter zur Antwort. Dem Hans lief das Wasser im Munde zusammen; mit einem Sprunge war er am Tische und wollte schon zulangen.

„Halt mein Sohn!" sprach da der Vater. „Erst mußt du den Kartoffelbrei von heute Mittag essen, dann kommt der Braten an die Reihe." Die Mutter stellte den Teller vor ihn. Hans schaute ihn mit verdrießlichem Gesichte an, aber er konnte sich nicht entschließen, davon zu essen. Hungrig ging er zu Bette.

Am folgenden Morgen peinigte ihn der Hunger noch mehr und er freute sich auf den Kaffee. Aber o weh! statt des Kaffees und der

Butterbrode fand er wieder den verwünschten Kartoffelbrei, der jetzt wirklich sehr ungenießbar aussah. Da der Vater ihm verbot, von dem Brode zu nehmen, so wanderte er hungrig in die Schule. Ach, sie wurde ihm so lang, wie eine Ewigkeit!

Der verschmähte Brei kam auch zu Mittag wieder auf den Tisch und da Hans seit vierundzwanzig Stunden Nichts gegessen hatte, so trieb ihn die Noth, zuzulangen. „Ei," dachte er, „das schmeckt ja so vortrefflich, wie ich in meinem Leben Nichts gegessen habe! Wie ist das nur möglich!"

Der Vater lächelte und sprach:

„Hunger ist der beste Koch,
Mag er's nicht, so ißt er's doch!"

Hans aß in der Folge Alles, was die Mutter auf den Tisch brachte, aber er behauptete, der Kartoffelbrei gehe über Torten und Pasteten.

W. Herchenbach.

b. Kartoffellied.

Die Städter essen allerlei,
Gar Schnepfendreck und Schwämme,
Und glauben wunders, was es sei
Um rothe Hahnenkämme.

Drum sind sie auch so kreideblaß
Vor lauter Magenbeißen
Und klagen ohne Unterlaß
Von Zug und Gliederreißen.

Und bläst ein kaltes Lüftchen gar,
Wie kann man das ertragen,
Da muß der Doktor Schmerzenspar
Sogleich zur Ader schlagen.

Da lob' ich mir doch meine Kost,
Die duftenden Kartoffeln!
Gebraten bald auf heißem Rost,
Geschält und mit Pantoffeln.

Schon wässert mir vor Lust der Mund,
Wenn ich sie dampfen sehe;
Bei ihnen bleib ich kerngesund,
Kein Gliedchen thut mir wehe.

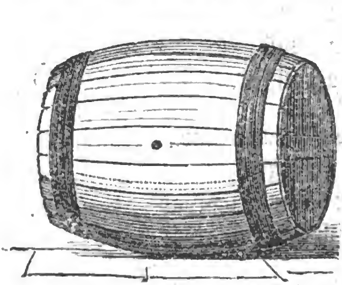
Und was die schönste Tugend noch,
Der Aermste kann sie kaufen,
Und braucht nach keinem welschen Koch
Zehn Meilen weit zu laufen.

Ihr Städter, hört, ich lach' Euch aus
Mit Euren tollen Sachen:
Wärt Ihr ein Jahr in meinem Haus
Ihr würdet's klüger machen.

W. Herchenbach.

4. Das Faß.

Das Faß ist inwendig hohl. Es hat an beiden Enden einen runden Boden. An den Böden sind lange, schmale Brettchen befestigt, welche von dem einen bis zum andern reichen. Diese heißen Dauben. Die Dauben schließen



sich fest aneinander an. Sie dürfen keine Ritzen lassen, sonst würde die Flüssigkeit hinauslaufen. In der Mitte ist das Faß etwas dicker, als an den Enden; es ist bauchig. Rings um das Faß gehen Reifen von Holz oder Eisen, welche die Dauben zusammenhalten. Sie sind ganz fest angetrieben. Oben auf dem Fasse befindet sich das Spundloch mit dem Spunde. Am untern Theile

des Kopfes ist ein kleineres Loch im Boden. Dahinein schlägt man den Krahnen oder Hahn. Wenn man die Flüssigkeit aus dem Fasse zapfen will, so legt man es auf einen Schragen und dreht den Hahn um. Dann läuft es von selbst in das untergehaltene Gefäß.

Der Böttcher macht das Faß. Es giebt große und kleine. In Heidelberg ist eines, welches so groß ist, daß man darauf tanzen kann. Ich habe aber auch schon eines gesehen, welches nicht größer war, als ein Fingerhut.

W. Herchenbach.

a. Das Heidelberger Fass.

Zu Heidelberg hoch auf dem Berge liegen die Ruinen eines alten Schlosses. Sie sind gar prächtig anzusehen und es ist schon der Mühe werth, den Berg hinauf zu klettern, um die alten Thürme und Mauern zu sehen. Dort liegt das berühmte Heidelberger Fass, welches nicht weniger als 24 Fuss im Durchmesser und 36 Fuss in der Länge hat. Das ist gewiss eine hübsche Grösse und übertrifft manchen Saal an Umfang. Wie ich schon gesagt habe, hat die Oberfläche einen Boden mit einer Gallerie, wo man spazieren gehen kann. Hier sind immer Leute, welche sich das Fass beschauen. Es fasst 287,000 Flaschen Wein. Wenn jemand in dieses Meer von Flüssigkeit hineinfiele, so müsste er gut schwimmen können, um nicht zu ertrinken. Es ist aber nur zweimal gefüllt gewesen; jetzt ist es leer.

Auf einer schmalen Treppe steigt man an seinem weiten Bauche herab. Wenn man unten angekommen ist, muss man sich über den furchtbaren Umfang, aber auch um die Reifen wundern. Dieses sind dicke Balken, welche rings um das Fass gehen, und die Dauben zusammen halten.

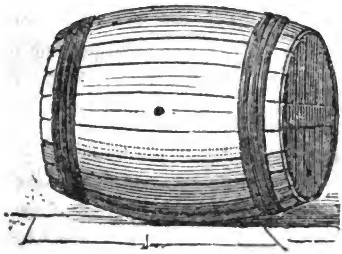
Folgender Spruch steht darauf:

Gott segne die Pfalz bein Rhein
Von Jahr zu Jahr mit gutem Wein,
Dass dieses Fass und andere mehr
Nicht wie das alte werden leer.

W. Herchenbach.

5. Die Gemüsetonne.

Die Gemüsetonne ist ein Faß mit nur einem Boden. Sie ist oben offen und steht aufrecht auf dem Boden des Kellers. Sie enthält Eingemachtes. In der einen ist Sauerkraut, in der andern sind Bohnen oder Rüben. Man macht auch noch andere



Faß.



Tonne.

Gemüse ein. Das Eingemachte ist mit einem Tuche bedeckt. Auf dem Tuche liegt ein Brettchen und auf dem Brettchen ein dicker Stein, der das Gemüse beschwert.

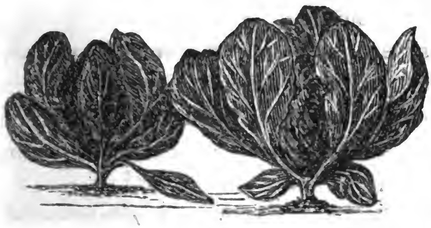
Die Reinlichkeit ist bei der Aufbewahrung des Eingemachten eine Hauptsache. Man muß es von Zeit zu Zeit sauber abwaschen, sonst setzen sich häßliche Maden hinein, es verliert das Ansehen und bekommt einen unangenehmen Geschmack.

Im Winter, wenn im Felde und Garten nichts mehr wächst, sondern alles mit Eis und Schnee bedeckt ist, nimmt man seine Zuflucht zu den Gemüsetonnen. Wer aber nicht für Eingemachtes gesorgt hat, der muß darben oder sich mit Kartoffeln begnügen.

W. Herchenbach.

a. Das Sauerkraut.

Im Garten stand der Weißkohl. Es waren dicke runde Köpfe auf niedrigen Strünken. Der Gärtner schnitt sie mit einem scharfen Messer ab, lud sie auf den Karren und brachte sie nach Hause. Die Köchin löste die äußeren grünen Blätter ab, nahm den harten Strunk heraus, und schnitt jeden Kopf in zwei Theile. Als dieses geschehen war, wurden die Kohlköpfe sauber gewaschen und auf dem Tische aufgestapelt.



Der Gärtner brachte eine Schabe. Diese legte er auf einen Bottig und begann nun die Kohlköpfe zu schaben. Durch die scharfen Messer der Schabe wurden sie in ganz dünne feine Striemchen geschnitten, welche in den Bottig fielen. Die Köchin hatte unterdessen die Gemüsetonne mit kochendem Wasser tüchtig ausgebeizt und gereinigt. Sie mengte jetzt das im Bottig liegende Geschabsel mit Salz und Wachholderkörnern und that es in die Tonne. Als eine tüchtige Lage darin war, stampfte sie es ganz fest zusammen. So fuhr sie fort, bis die Tonne voll war. Sie wurde nun mit einem Tuche bedeckt, darauf kam ein Brettchen und auf dieses ein schwerer Stein.

Der Gärtner brachte die Tonne in den Keller. Hier fing der Kohl an zu gähren und wurde zu Sauerkraut. Im Winter kochte die Köchin jede Woche einmal Sauerkraut mit Erbsen und Schweinefleisch. Das schmeckte ganz vortrefflich.

W. Herchenbach.

6. Der Brunnen.

In unserm Keller liegt ein grosser viereckiger Stein. In der Mitte desselben ist ein eiserner Ring, mit welchem man den Stein in die Höhe heben kann. Unter diesem Steine fängt der Brunnen an. Er war einmal zum Reinigen aufgedeckt. Der Brunnenmacher stieg mit einer Lampe hinein. Da sah ich, wie sehr tief er hinabging. Er war ringsum mit Steinen gemauert und tief unten sah ich auf den Wasserspiegel.

Der Brunnenmacher hatte sich in einen Eimer gestellt und hielt sich an einem dicken Seile fest. Ein anderer Mann liess ihn langsam hinab. Ich fürchtete immer, er werde niederstürzen und ein Unglück bekommen, aber es ging ganz gut.

Als er unten angekommen war, stand er bis an die Brust im Wasser. Mit einer grossen Schaufel schöpfte er vom Boden Kies, Sand und Steine und füllte den Eimer damit. Als er voll war, zog ihn der Mann, welcher oben stand, hinauf. Sie arbeiteten einen ganzen Tag lang; dann aber war der Brunnen rein und das Wasser schmeckte wieder gut.

Vom Boden des Brunnens steigt ein Bleirohr auf und geht an den Wänden des Kellers in die Höhe bis zur Pumpe, welche in unserer Küche steht. Man braucht nur an den Schwengel zu drücken, so kommt das Wasser in die Höhe und läuft aus dem Krahnen auf den Spülstein.

W. Herchenbach.

a. Das Tröpflein.

Tröpflein muß zur Erde fallen,
Muß das zarte Blümchen letzen,
Muß mit Quelle weiter wallen,
Muß das Fischlein auch ergötzen;

Muß im Bach die Mühle schlagen,
Muß im Strom die Schiffe tragen.
Und wo wären denn die Meere,
Wenn nicht erst das Tröpflein wäre?

Aus der Kinder Lustfeld.

b. Des Wassers Rundreise.

„O du lieblicher Geselle,"
Blumen sprachen zu der Welle,
„Eile doch nicht von der Stelle!"
Aber jene sagt dawider:
„Ich muß in die Lande nieder,
Weithin auf des Stromes Pfaden
Mich im Meere jung zu baden;
Aber dann will ich vom Blauen
Wieder auf euch niederschauen."

Fröhlich.

c. Der Mann, der kein Wasser mehr trinken wollte.

Es war einmal ein Schuhflicker, der nicht gerne arbeitete. Er führte beständig die Worte im Munde: „Wenn ich so viel Geld hätte, wie der Graf, ich würde mein Lebtag keinen Tropfen Wasser mehr trinken." Das hörte der Graf, und er nahm sich vor, den Schuster eines Bessern zu belehren. Er ging deshalb zu ihm und ließ einen Riß im Stiefel zunähen.

„Wie habt Ihr es doch so gut," fing der Schuhflicker gleich an, „wäre ich der Graf, ich würde in meinem Lebtag keinen Tropfen Wasser mehr trinken." „Nun, lieber Meister," gab der Graf zur Antwort, „wenn Ihr mir fest versprechen wollt, auch nur einen Tag Euch des Wassers ganz zu enthalten, dann mögt Ihr Euer Handwerkszeug zum Fenster hinauswerfen und zu mir auf die Burg

ziehen; was Euer Herz begehrt, soll Euch bis an Euern Tod zu Gebote stehen."

Der Schuhflicker wollte schon gleich seine ganzen Habseligkeiten durch's Fenster spazieren lassen, aber der Graf hielt ihn zurück. „Gemach, lieber Meister, erst müßt Ihr die Probe bestehen. Kommt morgen früh um 8 Uhr auf's Schloß, es soll ein gutes Frühstück bereit stehen."

Jubelnd schwenkte der Schuhflicker seine Mütze und tanzte wie toll durch die kleine Stube.

Am andern Morgen war er zeitig auf dem Schlosse. Der Graf kam ihm freundlich entgegen und ließ den Kaffee auftragen. „Halt," sprach der Graf, „werdet Ihr auch Euer Versprechen halten?" „Wie sollte ich nicht?" sagte der Schuhflicker, und fuhr mit der Tasse zum Munde. „Dann dürft Ihr diesen Kaffee nicht trinken," fuhr der Graf fort, „denn es ist Wasser darin." „Das ist wahr," sagte der Hungrige, „und auch keinen Thee; aber diese Butterbrode sollen mir gut schmecken." „Das wäre gegen die Verabredung," sprach der Graf, „die Butter ist mit Wasser geknetet und das Brod mit Wasser angemengt." Er winkte einem Bedienten, der das schöne Frühstück wieder in die Küche brachte. Der Graf ging weg und ließ den Hungrigen allein.

Um die Mittagsstunde wurde ein prächtiges Mahl aufgetragen. Der Schuhflicker wollte sich schon darüber her machen, als der Graf eintrat. „Wollt Ihr Suppe haben," hub er an? „Das wird nicht gehen," sprach der Schuhflicker, „es ist Wasser darin. Vielleicht ein Stück Braten mit Sauce?"

Der Schuhflicker langte seinen Teller herbei; der Graf schnitt ein Stück ab und that Sauce darüber. Als der Hungrige das erste Stück zum Munde führen wollte,

sagte der Graf: „Die Sauce ist mit Wasser angemacht.“ Die Schüssel wurde hinaus getragen und so ging es mit allen andern Schüsseln, bis zuletzt noch der Wein auf dem Tische stand.

Da wurde der Schuhflicker zornig, riß die Weinflasche zu sich, schenkte ein und war eben im Begriffe, den schönen Trank hinab zu stürzen, da griff ihn der Graf beim Arm und sprach: „Meister, Meister! Ihr wollt ja keinen Tropfen Wasser genießen!“ „Nun“ schrie dieser, „darin ist doch kein Wasser!“ „Ihr irrt, lieber Meister,“ entgegnete der Graf. „Die Trauben würden nicht gewachsen sein, wenn die Wurzeln des Rebstockes kein Wasser gefunden hätten, und dieses Wasser ist in die Trauben gestiegen und sitzt im Wein.“ Da riß dem Schuhflicker die Geduld, er lief schimpfend von dannen. Auf der Schloßtreppe aber standen die Diener des Grafen und lachten den betrogenen Schuhflicker aus.

Ob er später seine frühere Redensart wiederholt hat, weiß ich nicht.

W. Herchenbach.

7. Die Hausmaus.

Die Hausmaus ist klein und selten über 3½ Zoll lang, der Schwanz etwas kürzer. Sie hat einen kurzen Hals, einen eirunden Kopf, eine spitzige Nase, grosse schwarze Augen, dünne, weit geöffnete und fast ganz kahle Ohren. Der Schwanz



ist feinschuppig, fast kahl und nur mit wenigen Härchen besetzt. Sie ist dunkelgrau, oft etwas röthlich, unten hellgrau, oft fleckig, auch kommen schwarze, gefleckte und Kakerlaken, weisse Mäuse mit rothen Augen vor, die häufig zum Vergnügen gehalten werden. Sie findet sich überall in Häusern, Ställen, Scheunen, Schiffen, im Sommer auch in Gärten, Feldern und Wäldern. Ein munteres, reinliches, sehr schüchternes Thierchen, das sehr behende ist, gut springt, im Nothfalle auch schwimmt und mit Hilfe der

Schwanzborsten auch klettern kann. Die Mäuse fressen Alles, besonders gerne aber Getreide und fette Sachen; sie sind desshalb in Küchen, Kellern und Speisekammern gefährliche Gäste. Sie gehen gewöhnlich nur des Nachts auf den Frass und selten weit von ihrem Neste, in das sie bei der geringsten Gefahr flüchten. Des Abends wird das Geräusch, das ihr Nagen verursacht, oft sehr störend. Es ist öfters bemerkt worden, dass sie sich besonders gerne da aufhalten, wo viel musicirt wird. Von Gefangenen wurden sie bisweilen gezähmt und sie gewährten ihnen viele Unterhaltung, wie man in manchen Erzählungen findet.

Kolb.

a. Vom Mäuschen.

Die Köchin spricht zum Koch:
Fang mir das Mäuslein doch.
Es ist nichts sicher in Küch und Keller,
Weder in der Schüssel noch auf dem Teller.
Wo was liegt,
Da frießt es;
Wo was riecht
Da ist es:
Wo ein Braten dampft
Kommt das Mäuslein und mampft.
In den Küchenbehälter
Hat es gebissen ein Loch,
Koch, fang mir das Mäuschen doch,
Und jag es wieder auf die Felder
Oder in die Wälder.
Da macht der Koch ein Gesicht
Und spricht:
Mäuslein, Mäuslein
Bleib in deinem Häuslein,
Nimm dich in Acht
Heute Nacht,

Mach auch kein Geräusch,
Und stiehl nicht mehr das Fleisch,
Sonst wirst du gefangen,
Und aufgehangen!
Der Koch deckt zu alle
Schüsseln und stellt die Falle
Hinten im Eck'
Und thut hinein den Speck,
Sperrt die Küche zu
Und legt sich zur Ruh.
Das Mäuslein aber ist ruhig
Und denkt: „Was er sagt, das thue ich."
Aber es hat nicht lange gedauert,
So kommt schon das Mäuslein und lauert
Und spricht: „Wie riecht der Speck so gut!
Wer weiß, ob's was thut?
Nur ein wenig möcht' ich beißen,
Nur ein wenig möcht' ich speisen.
Einmal
Ist keinmal!"
So spricht das Mäuschen und schleicht,
Bis es die Falle erreicht,
Schmiegt sich
Und biegt sich,
Ringelt das Schwänzlein,
Wie ein Kränzlein,
Setzt sich
Ins Eck
Und ergötzt sich
Am Speck,
Reißt,
Beißt
Und speist.

Plötzlich thut's einen Knall
Und — — zu ist die Fall.
Das Mäuslein zittert vor Schrecken
Und möcht sich verstecken,
Aber, wo es will hinaus,
Zugesperrt ist das Haus.
Es pfeift
Und zappelt,
Es kneift
Und krabbelt —
Ueberall ist ein Gitter,
Und das ist bitter,
Ueberall ist ein Drath,
Und das ist schad'!
Leider, leider
Kann's Mäuslein nimmer weiter.
Wär's nur gewesen gescheidter!
Unterdessen wird es Morgen
Da kommt die Köchin und will besorgen
Den Kaffee
Oder den Thee,
Da sieht sie, was vorgegangen
Und wie das Mäuschen ist gefangen.
Ganz sacht
Schleicht sie hin und lacht:
„Haben wir endlich erhascht
Das Mäuslein, das immer genascht?
Siehst du: Einmal
Ist nicht keinmal!
Wärst du geblieben in deinem Loch,
Gefangen hätte dich nicht der Koch!"

Güll.

8. Die Hausratte.

Ein widerliches dreistes, sich keck auch gegen den Menschen zur Wehre setzendes Thier, das in Mühlen, Bäckereien und Schlachthäusern gar nicht auszurotten ist. Die Ratte frisst alles Geniessbare: Getreide, Kartoffeln, Rüben, Käse, Obst, Eier, Vögel und junges Geflügel,



Ratten und Mäuse und sogar Koth. Im Hunger greifen sie auch Leder, Mörtel und Bücher an. Sie wohnen an den eckelhaftesten Orten, gewöhnlich in Mauern, zwischen Lehmwänden, in Ställen unter Dielen. Es ist bemerkt worden, dass alte schwache oder blinde Ratten von den jüngern verpflegt und gefüttert wurden, auch geschieht es manchmal, dass eine Brut junger Ratten mit den Schwänzen zu einem Klumpen verwächst, den man Rattenkönig genannt hat. Gewöhnlich geht die Ratte nur des Nachts auf den Frass aus, nicht selten ist sie aber auch keck genug, sich am hellen Tage vor den Augen der Hausbewohner

umher zu treiben. In einem Bäckerhause stellte sich nach der Mahlzeit der Schweine regelmässig eine Schaar Ratten bei den Trögen ein.

Kolb.

a. Die Ratten.

Unten im dunkeln Keller
Tanzen die Ratten umher
Nirgends ein Topf und ein Teller
Sicher vor diesem Heer.

Schleppen der Köchin die Rüben
Tief in die Löcher hinein
Nichts ist den häßlichen Dieben
Jemals zu schlecht und gemein.

Wartet, die Katze wird kommen
Ehe sich's Einer versieht!
Sag's euch in Acht genommen,
Daß euch kein Unglück geschieht!

W. Herchenbach.

b. Die blinde Ratte.

Unter allen Thieren, die sich in der Nähe des Menschen aufhalten, ist kaum eines so wenig beliebt, als die Ratte. Ein gelehrter Mann, welcher gewohnt war, Alles, was er sah, recht genau zu beobachten, erzählte uns folgende Geschichte:

„Ich befand mich nicht recht wohl, und blieb deßhalb des Morgens eine Stunde länger im Bette als gewöhnlich, indem ich mich mit Lesen unterhielt. Auf einmal höre ich etwas in der Ecke, meinem Bette gegenüber rascheln. Ich blicke hin und sehe eine junge Ratte und dann noch eine aus einem Loche hervorkommen. Erst schritten sie ganz vorsichtig weiter und sahen sich mit ihren glänzenden Augen nach allen Seiten um. Als sie sich sicher glaubten, liefen sie in

dem Zimmer umher und suchten, ob sie etwas Eßbares fänden. Es lagen wirklich Brod- und Weckkrumen umher, und ich erwartete, daß sie diese vor meinen Augen verzehren würden. Allein dies geschah nicht, vielmehr liefen sie eifrig in ihre Höhle zurück. Ich dachte anfangs, sie hätten mich bemerkt, und wären deßhalb entflohen, allein auch hierin hatte ich mich getäuscht. Nach wenigen Augenblicken kamen sie wieder, aber nicht allein, sondern in Begleitung einer viel größeren und offenbar alten Ratte, welche sie durch Stoßen und Ziehen aus dem Loche und an den Platz brachten, wo die Krumen lagen. Ich wußte gar nicht, was dies bedeuten sollte, bis ich endlich bemerkte, daß die alte Ratte blind war. Denn ich sah, daß sie nach den Krumen hin tastete, bis sie eine erreichte, und da ihr auch das Laufen beschwerlich zu werden schien, so brachten ihr die Jungen die Bröckchen ganz in die Nähe, ohne selbst das Geringste davon zu fressen. Ich hätte gerne von meinem Frühstück, das vor mir stand, noch Etwas für die blinde Alte hinzugefügt, wenn ich nicht gefürchtet hätte, die brave Rattenfamilie zu verjagen. Allein ich war wahrhaft gerührt von der kindlichen Zärtlichkeit der jungen Thiere, welche mehr für ihre hülflose Mutter thaten als viele Menschen.

III. Das Wohnzimmer.

1. Beschreibung desselben.

Unser Wohnzimmer liegt nach der Strassenseite; es hat vier Wände, zwei Thüren und zwei Fenster. Die Wände sind mit bunten Tapeten beklebt. Die Thüren bestehen aus zwei Theilen oder Flügeln. Beide Theile hängen mit eisernen Angeln in der Thürbekleidung. In dem rechten Flügel ist das Schloss und ein kupferner Drücker zum Oeffnen und Schliessen. Die Thüren sind in Holzfarbe angestrichen und sehen ganz hübsch aus.

Die Fenster haben ebenfalls zwei Flügel und oben ist noch ein Theil, den man das Oberlicht nennt. In jedem Flügel sind vier Glasscheiben, durch welche

man auf die Strasse sehen kann. Beide Fenster sind weiss angestrichen.

In der Mitte des Wohnzimmers steht ein runder Tisch. Er ist mit braunem Wachstuche überzogen. Rings um den Tisch stehen Stühle.

An der rechten Wand steht ein Sopha; es ist mit schwarzem Ledertuche überzogen. Vater und Mutter sitzen auf demselben. An der linken Wand befindet sich ein Kasten für die Tischleinwand; auf den Brettern desselben liegen Tischtücher und Servietten oder Tellertücher. Neben dem Schranke steht ein Klavier, worauf meine ältern Geschwister spielen, wenn sie ihre Schularbeiten gemacht haben. Auf dem Klaviere liegen Notenbücher und vor demselben steht der Klavierstuhl. An derselben Wand befindet sich auch noch ein Schreibpult, an diesem schreibe ich meine Aufgaben und bewahre meine Bücher darin auf.

Zwischen den beiden Fenstern hängt ein Spiegel und unter demselben steht ein hübsches Schränkchen; die Mutter braucht es, um allerlei Dinge in demselben aufzuheben.

An einer Ecke der vierten Wand ist ein Mantelstock und in der andern ein grosser Ofen. Im Winter brennt der Ofen den ganzen Tag; im Sommer aber ist das nicht nöthig, weil es dann ohne Ofen warm genug ist.

Alle vier Wände sind mit Kupferstichen geziert und von der Decke herab hängt ein kupferner Vogelkorb. Das ist das Haus eines gelben Kanarienvogels; er springt den ganzen Tag in seinem Käfig auf und nieder, singt, dass es durch die Stube schallt und ist fröhlich und guter Dinge.

W. Herchenbach.

2. Der Tisch.

Der Tisch ist entweder rund oder viereckig. Er besteht aus zwei Haupttheilen, der Platte und dem Fussgestell. Die Platte ist aus einem oder mehreren Brettern gemacht, je nachdem der Tisch gross oder klein ist. Zuweilen ist sie mit Wachstuch überzogen, zuweilen auch mit Farbe angestrichen oder mit einer Politur versehen.

Bei viereckigen Tischen besteht das Fussgestell oder der Schragen aus vier Füssen, welche oben mit einander durch Bretter verbunden sind. Runde Tische haben in der Mitte nur ein Bein, welches auf dem Boden gewöhnlich in drei Füsse ausläuft.

Der Tisch ist in jeder Wohnstube unentbehrlich. Vater, Mutter und Kinder setzen sich um denselben, wenn sie essen und trinken. Vor und nach dem Essen sprechen wir das Tischgebet; denn es ist recht und billig, dass wir dem Herrn für Speise und Trank danken.

Vor dem Essen wird der Tisch gedeckt, das Tischtuch über denselben gebreitet. Jeder der Mitspeisenden hat einen oder mehrere Teller vor sich stehen. Neben dem Teller liegen Löffel, Messer und Gabel, oft auch eine Serviette oder ein Tellertuch. Die Serviette ist aus Leinwand gemacht; man bindet sie um oder legt sie auf die Kniee. Die Teller sind von Porzellan.

In der Mitte des Tisches stehen die Geschirre und Schüsseln mit den Speisen. Da ist ein grosser Suppennapf mit dem Ausschöpflöffel, eine Schüssel mit Fleisch, eine andere mit Gemüse und wieder eine andere mit Kartoffeln.

Die Mutter legt vor und giebt jedem Mitgliede der Familie seinen Theil. Wenn es Allen recht gut schmeckt, so freut sie sich, aber sie sieht es ungerne, wenn die

Kinder bald Dieses, bald Jenes nicht gerne essen. Darin hat sie recht, denn Kinder müssen schon frühe lernen, Alles zu essen. Sie ersparen sich dadurch später manchen Verdruss.

Reiche Leute haben vielerlei Schüsseln auf dem Tische, Arme begnügen sich mit Wenigem. Wer mässig isst, der bleibt gesund und frisch, und bekommt rothe Wangen. Der Vielfrass aber leidet nicht selten an Krankheiten und ist faul und träge.

Der beste Trank ist frisches Brunnenwasser, besonders für Kinder. Zum Frühstück freilich ist auch eine Tasse Kaffee oder Milch nicht zu verachten, aber Kinder sollten nicht zu viel Kaffee trinken und besonders keinen starken.

W. Herchenbach.

a. Tischgebet vor dem Essen.

Lieber Vater im Himmel, du speisest die Hungrigen und tränkest die Durstigen, du giebst jedem Thierlein seine Nahrung und vergissest auch das geringste nicht. Ueberall hast du den Tisch gedeckt für Große und Kleine, für Vornehme und Geringe. Auch mir giebst du heute wieder mit milder Hand, was mir zur Unterhaltung des Leibes nothwendig ist. Laß mir diese Speise zum Segen gereichen, daß ich stark und kräftig werde und stets munter zur Arbeit bin. Mache mein Herz milde und barmherzig, daß ich gerne den Armen von meinem Ueberflusse mittheile. Amen!

W. Herchenbach.

b. Tischgebet nach dem Essen.

Ich danke dir, Herr Jesus Christus, für Alles, was ich heute genossen, und bitte, gieb mir auch morgen und die anderen Tage, was mir nothwendig ist. Ich will mich durch einen braven Wandel dankbar bezeigen und deine Wohlthaten durch Fleiß und Arbeitsamkeit verdienen. Ich wäre die Speise nicht werth, wenn ich anders thäte. Darum bitte ich, erhalte

meine Seele dankbar und laß mich nie vergessen, daß alle Gaben aus deiner Hand fließen. Amen!

W. Herchenbach.

c. Die alte und neue Mode.

Ein alter Töpfermeister befand sich einst auf einer Hochzeit in der Gesellschaft von vornehmen jungen Leuten. Als das Essen hereingebracht wurde, setzte man sich mit vielerlei Geräusch und unter allerlei Gemurmel von Höflichkeiten zu Tische; der Töpfer aber stellte sich hin und verrichtete zuvor still sein Gebet. Bald nachher kam einer der Gäste zu ihm und sagte spöttelnd: „Nicht wahr, lieber Meister, in euerm Hause geht noch wohl Alles nach der alten Mode? Da betet wohl Alles?“ „Alles,“ erwiederte er, „das wüsste ich doch nicht.“ „Wie,“ sagte der Spötter, „ihr seid der Hausherr und es richtet sich nicht Alles nach euerm Schnitt?“ „Nein,“ antwortete der Töpfer, „ich habe in meinem Stalle zwei Schweine, die beten nie, wenn sie fressen wollen; die sind also wahrscheinlich nach der neuen Mode.

d. Trink und iß, Gottes nie vergiß!

Essen und Trinken wird man wohl nicht abschaffen; schaffe auch du das Tischgebet nicht ab! Danke dem Geber aller guten Gaben, daß er deines Leibes Nothdurft dir bescheert, daß du hast und magst und genießen kannst. Ach wie Viele giebt es, die Nichts zu essen haben, wie Viele, die krank sind und nicht essen können, nicht essen dürfen! Solcher Zustände erinnere dich bei deinen Mahlzeiten, solcher Unglücklichen gedenke in deiner Freude.

Trink und iß, Gottes nie vergiß! der noch andere Tisch-

gänger hat, die auch essen sollen. Er ist unser Vater. Setze dich fröhlich an des Vaters Tisch, aber lieb Brüderchen und Schwesterchen stoße nicht weg. Und hat der Vater für gut gefunden, es nebenaus stehen zu lassen, so bitte ihn, daß er es herbeirufe, daß du es herbei rufen dürfest. Daß es gar Nichts bekomme, das will der Vater keineswegs; er will vielleicht nur sehen, wie es Entbehrung trage; wie die Geschwister sein Darben zu Herzen nehmen. Aber verhungern lassen will es der Vater nicht, er weiß, daß es auch zu essen haben muß, und du bist beauftragt, sein Theil ihm zu bringen. Trink und iß, des Armen nicht vergiß!

Es wird dir dein Essen doppelt schmecken und gedeihen, wenn du Gott dankest, der dir den Tisch decket und Millionen speiset; der dir das göttliche Geschäft anvertraut, auch andern seiner Kinder Nahrung und Freude zu bereiten, ja selbst dein Gast zu sein; der freundlich zu dir gesagt hat: Schäme dich der Armen nicht; es läßt sich Gott durch sie vertreten. Sieh, wie der Herr so gerne erfreut! Dank' ihm für sein Brod und lasse dir's wohl schmecken. Iß und trink, um dich gesund und bei Kräften zu erhalten; aber mach's kurz und mißbrauche Gottes Gaben nicht durch unmäßigen Genuß. Bedenke, daß wir nicht leben um zu essen, sondern essen, um zu leben.

Unmäßigkeit verursacht Armuth, zerstört die Gesundheit und verkürzt das Leben; sie macht auch roh und gefühllos gegen menschliches Elend, und wird mit Recht ein Grab der Tugend und eine Quelle der Laster genannt. Nicht minder verderblich für Leib und Seele ist die Leckerhaftigkeit. Gewöhne dich an einfache Kost, und du wirst frischer und fröhlicher sein, als wenn deine Nahrung in ausgesuchten künstlich zubereiteten Speisen bestände. Wasser und Brod macht die Wangen roth; es ist nicht viel, was du zur Er-

haltung nöthig hast; warum willst du deine Bedürfnisse vermehren und dich zum Sclaven deiner Begierden machen? — Der Weise beherrscht seinen Gaumen und versagt sich auch oft einen erlaubten Genuß, damit er die Neigung zu dem, was unerlaubt ist, immer besser überwinden lerne.

e. Das Stimmchen.

An der Tafel im Gasthaus zum goldnen Stern
Waren beisammen viel reiche Herrn;
Vor ihnen standen aus Küch' und Keller
Gar lieblich lockend die Flaschen und Teller;
Schon sassen sie da in plaudernden Gruppen,
Die Kellner reichten die dampfenden Suppen,
Und mehr noch begannen Gemüs' und Braten
Mit süssem Wohlgeruch zu laden.
Da kam zur Thüre still herein
Ein Fremder mit seinem Töchterlein
Und setzt sich unten am langen Tisch,
Um auch zu kosten von Wein und Fisch.
Oben klirrten die Löffel und Messer,
Klangen die Gläser und scherzten die Esser,
Da tönt auf einmal gar hell und fein
Eine Stimme in den Lärm hinein,
Wie wenn von Fern ein Glöcklein klingt,
Wie wenn im Wald ein Vogel singt,
Und wie auch der Strom der Rede rauscht,
Still wird es rings, und Jeder lauscht:
Der Krieger, der von den Schlachten erzählt,
Der Kaufmann, der über die Zölle geschmählt,
Die Reisenden, die von Abenteuern
Gesprochen, und von Ungeheuern,
Die Stutzer, die von Pferd und Wagen
Und Hunden und Moden so Vieles sagen:
Und wie sie schauen nach dem Orte,
Von woher dringen die lieblichen Worte,
Mit gefaltenen Händen das Mädchen steht
Und spricht sein gewohntes Tischgebet.

Und wie beseelt vom höheren Geist,
Falten auch sie die Hände zumeist
Und horchen alle recht mit Fleisse
Auf des betenden Kindes Weise;
Drauf setzt es sich nieder mit stiller Freude
Und achtet nicht auf all' die Leute.
Die aber, ergriffen im tiefsten Innern,
Mussten sich oft noch daran erinnern,
Und Mancher hat wieder gebetet fortan,
Was er schon lange nicht mehr gethan.

3. Das Messer.

„Lottchen, fasse das Messer nicht an!" rief die Mutter ihrem Kinde zu.

„Warum nicht, Mutter?" fragte Lottchen.

„Weil du dich schneiden könntest," gab die Mutter zur Antwort.

Lottchen hätte das Messer gar zu gerne gehabt, aber es fehlte ihr der Muth, dasselbe zu nehmen. Sobald aber die Mutter den Rücken gewandt hatte, schlich es auf den Zehen an den Tisch, haschte rasch nach dem Messer und begann damit an einem Hölzchen zu schnippeln. Die Mutter ist auch gar zu ängstlich, dachte das Mädchen, ich kann mit dem Messer ja so gut umgehen, wie die Erwachsenen. Warum sollte ich es also nicht brauchen?

An dem Stöckchen befand sich ein hartes Aestchen und Lottchen konnte dasselbe nicht durchschneiden. Da wandte es das Messer mit der Schneide auf sich zu und zog mit ganzer Kraft daran. Das half, der Ast ging durch, aber die scharfe Messerschneide fuhr dem Mädchen in's Gesicht und verwundete es unter dem Auge. Das Blut tröpfelte ihm über die Wangen und rieselte auf den Boden. Da erhob Lottchen ein lautes Geschrei, denn es meinte, nun sei es mit dem Leben zu Ende.

Die Mutter, welche etwas in der Küche zu schaffen hatte, eilte bestürzt herbei, und als sie Lottchen so mit Blut besudelt sah, erschrack sie noch mehr. „Mein Gott, Kind, was hast du angefangen?" fragte sie.

„Das Messer, das böse Messer!" schrie Lottchen. Nachdem sie ihm das Blut abgewischt hatte, sprach sie: „Nicht das Messer ist böse, sondern du. Wärest du gehorsam gewesen, so hättest du dich nicht geschnitten. Es hat nur ein Haar gefehlt, so wäre dir das Messer in's Auge gegangen. Merke dir jetzt, wohin es führt, wenn Kinder nicht auf die Worte ihrer Eltern hören!"

Lottchen behielt an der Stelle ihr ganzes Leben lang eine Narbe. So oft sie dieselbe sah, erinnerte sie sich an die Worte der Mutter und sie war von jener Zeit an gehorsam.

Die Mutter aber sagte: „Es ist nicht genug, gehorsam zu sein, weil man sonst Schaden nehmen kann. Der Gehorsam ist eine Pflicht gegen Gott, und jedes brave Kind muß ihn üben."

W. Herchenbach.

4. Die Gabel.

Die Gabel besteht, wie das Messer, aus zwei Theilen, aus dem Hefte und aus den Zinken oder Zähnen. Das Heft ist ungefähr so gestaltet, wie das Heft des Messers. Der Zinken sind drei oder vier. Sie sind dünn, oben spitz und von Eisen gemacht. Mit der Gabel ißt man Fleisch, Gemüse und Kartoffeln.

Ganz kleinen Kindern giebt man nicht gerne Gabeln und Messer in die Hände, weil sie sich leicht damit verwunden können. Sie

werden gewöhnlich von Vater oder Mutter gefüttert.

Die Thiere brauchen weder Gabeln, noch Messer oder Löffel. Auch giebt es in fernen Ländern noch Menschen, welche sich keiner Gabel bedienen, sondern mit den Fingern zugreifen. Das ist aber eine schmutzige Gewohnheit, von der wir Nichts wissen wollen.

W. Herchenbach.

a. Bestrafter Ungehorsam.

Der kleine Joseph spielte gerne mit Messern und Gabeln. Die Mutter verbot es ihm oft und sagte: „Du könntest einmal ein Unglück haben." Wenn aber die Mutter gerade abwesend war, so hatte er gleich wieder das Verbotene in der Hand. Eines Tages war er ganz alleine in der Stube. Da ging er an die Schublade, nahm eine Gabel heraus und spielte damit. Bald kletterte er auf den Stuhl, bald auf den Tisch. Ueberall stach er mit seiner Gabel hin und gab nicht Acht, wohin er die Füsse setzte. Auf einmal that er einen Fehltritt und fiel vom Tische auf den Fussboden. Mit den Händen um sich schlagend, kamen ihm die Zinken in's Gesicht und fuhren ihm durch die Wange bis auf die Zähne.

Da stiess er einen furchtbaren Schrei aus. Die Mutter kam voller Schrecken herbeigelaufen und sah, was geschehen war. Sie zog ihm die Gabel aus dem Fleische und stillte das Blut; aber es war eine grösse Wunde geworden, die ihm viel Schmerzen machte. Der Doctor musste geholt werden. Er wusch die Wunde aus und legte ein Pflaster darauf. Joseph musste viele Schmerzen ausstehen und es dauerte lange, bis die Wunde wieder heil war. All sein Lebtag behielt er drei weisse Narben davon. Das half; in der Folge liess er die Gabeln liegen. Die Mutter aber lehrte ihm das goldne Sprüchlein:

„Wer nicht hören will, muss fühlen."

W. Herchenbach.

b. Das wohlfeile Mittagessen.

Es ist ein altes Sprüchwort: Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Aber der Löwenwirth in einem gewissen Städtlein war schon vorhin darin. Zu diesem kam ein wohlgekleideter Gast. Kurz und trotzig verlangte er für sein Geld eine gute Suppe. Hierauf forderte er ein Stück Braten sammt Gemüse, für sein Geld. Der Wirth fragte ganz höflich, ob ihm nicht auch etwas zu trinken beliebe. „O freilich ja," erwiederte der Gast, „wenn ich etwas Gutes haben kann für mein Geld." Nachdem er sich Alles wohl hatte schmecken lassen, zog er einen abgeschliffenen halben Dreier aus der Tasche und sagte: „Hier, Herr Wirth, ist mein Geld." Der Wirth sagte: „Was soll das heissen? Seid Ihr mir nicht einen Dollar schuldig?" Der Gast erwiederte: „Ich habe nicht für einen Dollar Speise von Euch verlangt, sondern für mein Geld. Hier ist mein Geld. Mehr hab' ich nicht; und wenn Ihr mir zu viel dafür gegeben, so ist's Eure Schuld."

Dieser Einfall war eigentlich nicht weit her; es gehörte nur Unverschämtheit dazu und ein unbekümmertes Gemüth, wie es am Ende ablaufen werde. Aber das Beste kommt noch. „Ihr seid ein durchtriebener Schalk," erwiederte der Wirth, „und hättet wohl etwas Anderes verdient. Aber ich schenke Euch das Mittagessen und hier noch einen Vierteldollar dazu; nur seid stille zur Sache und geht zu meinem Nachbar, dem Bärenwirth, und macht es ihm eben so."

Das sagte er, weil er mit seinem Nachbarn, dem Bärenwirth, aus Brodneid in Unfrieden lebte und Einer dem Andern jeglichen Schimpf und Schaden gerne anthat

und erwiederte. Aber der schlaue Gast griff lächelnd mit der einen Hand nach der Thüre, wünschte dem Wirth einen guten Abend und sagte: „Bei Euerm Nachbarn, dem Herrn Bärenwirth, bin ich schon gewesen, und eben der hat mich zu Euch geschickt, und kein Anderer.“

So waren im Grunde Beide hintergangen, und der Dritte hatte den Nutzen davon. Aber der listige Kunde hätte sich noch obendrein einen schönen Dank von Beiden verdient, wenn sie eine gute Lehre daraus gezogen und sich miteinander ausgesöhnt hätten. Denn Friede ernährt; aber Unfriede zerstört.

5. Das Trinkglas.

Neben meinem Teller steht ein Trinkglas. Es ist durchsichtig und man kann auswendig sehen, daß Wasser darin ist. Es ist unten eng und oben weit, hat am



Champagnerglas. Weinglas. Bierglas.

Fuße einen dicken Boden und oben einen dünnern Rand. Auch die runde Seitenwand ist dünn.

Nicht alle Gläser sind so gestaltet, wie mein Trinkglas. Einige haben einen Fuß, andere nicht. Diese sind überall gleich weit, jene ungleich weit. Es giebt glatte und gerippte Gläser, einfache und bunte, klein

und große, Branntweingläser, Punschgläser, Biergläser, Wassergläser, Weingläser, Römer, Champagnergläser und noch viele andere.

W. Herchenbach.

a. Das Fenster.

Die Fenster der Schule sind aus Holz, Eisen und Glas verfertigt. Holz und Eisen lernten wir schon früher kennen, aber das Glas ist uns noch unbekannt; wir wollen uns deßhalb jetzt von demselben unterhalten.

Die Glasscheiben im Fenster sind nothwendig, um Licht in die Stube zu lassen. Wollte man Holz oder Eisen an die Stelle setzen, so würde es im Zimmer ganz dunkel sein und die Fenster wären vollständig unnütz. Jetzt aber kann die liebe Sonne zu uns hereinscheinen, und wir können durch die durchsichtigen Scheiben sehen, wie draußen die Blumen blühen, die Bäume grünen und die Vöglein lustig umherflattern. Wer uns also das Glas gegeben, ist ein rechter Wohlthäter für uns geworden.

Nicht wahr, wenn man die schönen, glänzenden Glasscheiben so ansieht, so sollte man glauben, sie wären ein glänzender, durchsichtiger Stein. Ihr könntet auf den Gedanken kommen, das Glas würde aus der Erde gegraben, wie das Eisen, der Schieferstein und der Kalk.

Dem ist aber nicht so. Das Glas ist vielmehr, gleich dem Ziegelsteine, durch die Kunst der Menschen hervorgebracht worden. Mit ein wenig Nachdenken könnt ihr das auch selbst finden; denn, daß Wein- und Wassergläser, Flaschen und Fläschchen und hundert andere Dinge, die ebenfalls aus Glas bestehen, nicht aus der Erde gegraben werden, versteht sich ja von selbst. Man sieht es sogleich an der verschiedenen Form.

Ihr werdet denken, wie ist es möglich, das Glas mit den Händen zu machen? Man kann es weder hämmern, noch hobeln, strecken oder biegen. Es zerspringt ja bei dem leichtesten Schlage mit dem Hammer. Das ist freilich war; dennoch könnt ihr mir glauben, daß es künstlich hergestellt wird und sich nicht, wie das Holz, in der Natur vorfindet.

Noch mehr werdet ihr staunen, wenn ich euch sage, daß das Glas aus ganz undurchsichtigen Dingen gemacht wird. Doch davon ein andermal.

W. Herchenbach.

6. Das Tischtuch.

Vor dem Essen wird ein grosses, weisses Tuch über den Tisch gebreitet, das Tischtuch; es ist viereckig und rings herum mit einem Saume versehen. Der Leinweber hat es aus Flachs gewebt. Zuweilen sind allerlei künstliche Figuren, Blumen oder Vögel hineingewebt, dann heisst es Gebild. Das Tischtuch muss sauber gehalten werden. Man darf keine Pflaumensteine, keine Knochen, keine Stückchen Kartoffel darauf legen. Noch weniger würde es sich schicken, die Hände oder den Mund daran abzuputzen. Dafür hat man das Tellertuch oder die Serviette.

Wenn der Tisch abgetragen wird, muss das Tischtuch von Krumen gereinigt und hübsch zusammengefaltet werden. Kinder, welche es beschmutzen, sollten nicht mit am Tische essen, sondern auf einem ungedeckten Seitentischchen.

W. Herchenbach.

a. Der Kirschbaum.

Zum Frühling sprach der liebe Gott:
„Geh, deck' dem Würmlein seinen Tisch!"
Darauf der Kirschbaum Blätter trug,
Viel tausend Blätter grün und frisch.

Und's Würmlein — aus dem Ei erwacht's
Nach langem Schlaf im Winterhaus,
Es streckt sich, sperrt sein Mäulchen auf
Und reibt die blöden Augen aus.

Und d'rauf, so nagts mit stillem Zahn
Am zarten Blättlein hier und dort
Und spricht: „Wie ist's Gemüs so gut,
Man kommt schier nimmer wieder fort!"

Und aber sprach der liebe Gott:
„Deck' jetzt dem Bienlein seinen Tisch!"
Darauf der Kirschbaum Blüthen trug,
Viel tausend Blüthen, frei und frisch.

Und bei der Sonne Morgenlicht
Schaut's Bienlein und es fliegt heran
Und denkt: „Das wird mein Kaffee sein;
Sie haben kostbar Porzellan."



„Wie sauber seh'n die Kelchlein aus!"
So steckt's sein Züngelchen hinein
Und trinkt und sagt: „Wie schmeckt's so süss
Der Zucker muss doch wohlfeil sein!"

Zum Sommer sprach der liebe Gott:
„Deck' auch dem Spätzlein seinen Tisch!"
Darauf der Kirschbaum Früchte trug,
Viel tausend Kirschen, roth und frisch.

Und Spätzlein sagt: „Ist's so gemeint?
Da nimmt man Platz und fragt nicht lang,
Das giebt mir Kraft in Mark und Bein
Und stärkt die Kehle zum Gesang."

Zum Spätling sprach der liebe Gott:
„Räum' ab, sie haben alle jetzt!"
Drauf kam die kühle Bergesluft
Und schon hat's kleinen Reif gesetzt.

Die Blätter werden gelb und roth
Und fallen bei des Windes Weh'n,
Und was vom Boden aufwärts kommt,
Muss auch zum Boden abwärts geh'n.

Zum Winter sprach Gott zum Beschluss:
„Deck' wacker zu, was übrig ist!"
Da streut er Schnee im Ueberfluss.

Hebel.

b. Der Flachs.

Die Weiber gingen auf das Feld
Den gelben Flachs zu raufen,
Sie sangen lustig in die Welt
Und warfen ihn auf Haufen.

Dann setzten sie zu zweien sich
Auf eine Bank mit Zacken,
Die Köpflein wild und grimmiglich
Vom Stengel abzuhacken.

Die Köpflein rollten tausendfach
Hinunter auf den Boden,
Und Niemand sagte Weh und Ach
Zu all den Martertoden.

Die nackten Stengel band man drauf
Mit Stroh in dicke Ballen;
Der Fuhrmann kam und lud sie auf
Zu Aller Wohlgefallen.

Man warf sie in den Bach hinein,
Ohn' Gnade und Erbarmen,
Beschwerte dann mit Holz und Stein
Die halbertrunk'nen Armen.

Und als sie bleich und jammerweiß,
Man streute sie auf Rasen.
Die Sonne brannte glühend heiß,
Kein Lüftchen wollte blasen.

Dann warf man auf die Dreschertenn'
Die Vielgeplagten nieder.
Und schlug mit Jauchzen und Gerenn
Die längstverschrumpften Glieder.

Jetzt kam der Knecht und brechte sie,
Daß Haut und Knochen fielen;
Und jeder gab sich große Müh',
Sein Müthchen d'ran zu kühlen.



Sogar die Mägde kamen schnell
Heran mit Stock und Schwinge;
Sie schugen d'rauf und sangen hell
Und waren guter Dinge.

Drauf hielt man frohen Tanz und Schmaus
Und drückte sich die Hände
Und sprach: „Der lust'ge Schwank ist aus,
Sein Leben geht zu Ende.

Die Männer ließen wirklich nach,
Doch nicht die bösen Weiber,
Die zogen durch die Hechel, ach!
Die mürben, nackten Leiber.

Sie drehten ihm das Eingeweid,
Die Därme und die Leber,
Und schickten ihn zur Frühlingszeit
Dem alten Leineweber.

Der that ihn in das Weberschiff,
Und warf ihn hin und wieder,
Bis er nach manchem Druck und Kniff
Als Leinwand rauschte nieder.

Nun dächt' ich, hätt' er bald genug
Ohn' alle Schuld gelitten. —
Doch nein, ein Mädchen hat das Tuch
Zu Hemden noch zerschnitten.

Die müssen nun trotz all der Schmach
Uns Tag und Nacht bekleiden,
Und noch auf ihren alten Tag
Das Herz als Bücher weiden.

Die Köpflein aber lagen lang
Im warmen Strahl der Sonne
Und platzten dann im frohen Drang
Vor lauter Lust und Wonne.

Und gold'ne Körnchen sprangen d'raus,
Die tanzten durch die Felder,
Und wuchsen lustig, blau und kraus
Bis an die Eichenwälder.

Was nützt Euch alles Quälen nun?
Sie werden nicht vergehen!
Ihr möget noch so grimmig thun,
Der Herr läßt sie bestehen.

W. Herchenbach.

7. Teller und Schüsseln.

In der Mitte des Tisches steht eine grosse Schüssel mit Kartoffeln, Gemüse oder Fleisch. Aus dieser Schüssel wird jedem Kinde sein Theil auf den Teller

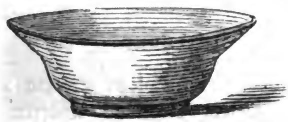
gelegt; die Erwachsenen aber bedienen sich selbst nach Belieben.

Die Schüssel ist grösser und tiefer als der Teller. Es giebt deren von den verschiedensten Formen; einige sind rund oder länglich-rund, andere eckig. Die Aussen- und Innenseite ist glatt oder gerippt. Man hat tiefe und flache Schüsseln, grosse und kleine, weisse und bunte.

Aber nicht allein in der Form, sondern auch im Stoffe sind sie sehr verschieden. Arme Leute begnügen sich mit irdenen Schüsseln; der wohlhabendere Mann bedient sich des Zinns oder des Porzellans; die Reichen aber speisen aus Schüsseln von Silber und die Fürsten nicht selten von Gold.

Es kommt aber weniger darauf an, von welchem Stoffe die Schüssel ist und was sie für eine Form hat; die Hauptsache besteht darin, dass sie etwas Schmackhaftes enthält. Tüchtige Arbeit würzt freilich auch das weniger Gute.

An jeder Schüssel, mag sie von Gold, Silber, Porzellan, Zinn oder schlechter Erde sein, unterscheidet man den Boden, die Seitenwand oder die Seitenwände und den Rand. Der Boden ist flach, der Rand aufrecht stehend oder umgebogen. Auf dem Rande und auch am Boden der irdenen Schüsseln stehen zuweilen allerlei schöne Sprüche, z. B. „Trink und iss, Gottes nicht vergiss!“ Das bekommt der Arme noch in den Kauf und er hat während des Essens noch eine heilsame Lehrstunde.



Die Schüsseln sind von Innen und von Aussen mit einem glatten Stoffe überzogen, welchen man die Lasur nennt. Sie giebt ihnen nicht allein ein schönes Ansehen, sondern schützt auch den Stoff, und trägt wegen ihrer Glätte dazu bei, dass der Schmutz besser entfernt werden kann.

Die Porzellan-Schüsseln sind zuweilen mit schönen Blumen bemalt.

Die Teller sind kleiner, als die Schüsseln. Jedes Kind hat beim Essen einen solchen vor sich. Auch der Teller hat einen Rand, eine Seitenwand und einen Boden. Es giebt tiefe und flache Teller;



aus den tiefen isst man Suppe und Brei, von den flachen Fleisch und Gemüse. Sie haben ebenfalls eine Lasur.

Wenn du in den Küchenschrank schaust, so findest du allerlei Schüsseln und Teller, welche ganz verschiedene Namen haben. Nun möchte ich von dir alle Schüsseln und alle Teller genannt haben, welche du kennst!

W. Herchenbach.

a. Der Erfinder des Porzellans.

Vor etwa 150 Jahren lebte in der Stadt Berlin ein Apotheker, der hatte einen Gehülfen Namens Bötticher. Dieser war ein fleißiger Mensch und saß oft stundenlang daheim und arbeitete in seiner freien Zeit, während seine Bekannten spazieren gingen und sich in Wirthshäusern vergnügten. Er war an seinem Herd beschäftigt bis in die späte Nacht. Er schmolz und kochte mancherlei, das er aus seiner Büchse in den Tiegel that. Wie viele andere Leute hatte auch er damals die Idee, daß es möglich sei, aus schlechten Steinen Gold zu machen. So wie ein wenig Hefe

den süßen Gerstensaft in berauschendes Bier umwandeln kann, so glaubte man damals allgemein, es sei möglich, Blei und Zinn und Kupfer und dergleichen Dinge in Gold zu verwandeln, wenn es nur erst gelänge, jene Flüssigkeit zu erfinden, welche der Hefe ähnlich wirkte. Diese Goldtinktur, die man ausfindig machen wollte, besäße zugleich die unschätzbare Eigenschaft, alle Krankheiten zu heilen und verjüngt und glücklich zu machen. Es war deßhalb nicht zu verwundern, daß Bötticher als Apotheker, sich viele Mühe gab, dieses unschätzbare Kleinod ausfindig zu machen. Leute, die seinen Eifer und sein nächtliches Treiben sahen, sprachen untereinander davon, daß Bötticher die Goldtinktur aufgefunden habe. Dies Gerücht verbreitete sich durch die ganze Stadt und kam auch vor den König Friedrich I. Dieser bedurfte gerade vieles Gold; es war ihm erwünscht, einen Menschen in seinem Lande zu haben, der ihm so viel Gold machen könnte, als er nur immer brauchte. Er befahl also, man solle den Apotheker Bötticher gefangen nehmen und zu ihm bringen, damit er für den König Gold anfertige. Zum Glücke erfuhr es Bötticher, noch ehe die Soldaten ankamen, die ihn fangen wollten, und entfloh. Er entwich in's nahgelegene Sachsen. Seine Flucht nützte ihm jedoch nichts. Er kam, wie man zu sagen pflegt, aus dem Regen in die Traufe. Kaum war er in Sachsen angekommen, als ihn der Beherrscher dieses Landes, König August II. von Polen, festnehmen ließ und von ihm verlangte, daß Bötticher für ihn Gold anfertige. Er mochte noch so sehr betheuern, daß er es nicht im Stande sei, man glaubte ihm nicht. „Du willst," hieß es, „deine Kunst als ein Geheimniß für dich bewahren und nur Gold für dich bereiten. Wir wollen dich aber zwingen." Nun ward er auf die Festung Königsstein in engen Gewahrsam gebracht und hart gehalten. Bötticher gab sich hier alle erdenkliche Mühe, irgend etwas zu erfinden, wodurch er den Zorn des Königs August beruhigen könnte, und es gelang ihm endlich. Er ließ den König zu sich bitten, indem er ihm sagen ließ, er habe etwas Schönes fertig, das zwar kein Gold aber doch auch nicht zu verachten sei. Der König kam und fand bei Bötticher Schüsseln und Teller, Krüge und andere schöne Gefäße, die an Härte

und schönem Glanz ganz ähnlich dem berühmten, sehr theuern Porzellan waren, das man bis dahin nur aus dem weit entfernten China bezogen hatte. Einen Fehler hatten freilich die neuerfundenen Gefäße: sie sahen röthlich und unansehnlich aus, während die chinesischen rein weiß und klar von Farbe waren. Es kam nun hauptsächlich darauf an, etwas aufzufinden, aus dem sich die Gefäße in gleicher Schönheit herstellen ließen. Einen solchen geeigneten Stoff erkannte Bötticher endlich in der Schneeberger Erde, welche ein vortreffliches Porzellan gab. Es wurde die Porzellanfabrik in Meißen gegründet, die noch heutigen Tages sehr schönes Porzellan liefert.

Hermann Wagner.

8. *Dinge im Zimmer.*

Die Wände des Zimmers sind mit buntem Papier beklebt. Dieses bunte Papier nennt man Tapeten. Sie sind oft sehr schön mit Blumen, Kränzen und Figuren geschmückt und geben den Augen einen lieblichen Anblick. Ein tapeziertes Zimmer ist viel angenehmer, als eines, welches mit Kalk überstrichen ist. Man muss sich aber auch hübsch in Acht nehmen, dass man die Tapeten nicht beschmutzt oder zerreisst.

An den Wänden hängen Bilder; sie zieren das Zimmer und geben ihm ein freundliches Ansehen. Die Bilder sind mit Rahmen versehen, und vor den Kupferstichen ist ausserdem noch eine Glastafel, damit kein Staub auf dieselben kommt.

Vor den Fenstern sind Gardinen, damit Niemand von der Strasse hereinschauen kann; oft hängen auch noch grosse Vorhänge an beiden Seiten des Fensters herab. Das sieht recht schön aus.

An der Decke unseres Wohnzimmers hängt ein kupferner Vogelkorb. Man kann ihn auf- und abbe-

wegen. An einer Seite desselben befindet sich ein Wasserglas, an der andern ein Glas mit Saamen. Im Korbe sind verschiedene Stäbchen, auf denen ein gelber Kanarienvogel auf- und niederspringt. Das Vögelchen ist ein recht munteres Thierchen; es hüpft unaufhörlich hin und her. Morgens weckt es mich mit seinen Liedern, am Abende aber steckt es den Kopf unter die Flügel und schläft.

Meine Mutter liebt die Blumen sehr. Sie hat immer Töpfe mit blühenden Gewächsen im Zimmer. Ich muss ihnen abends und morgens frisches Wasser geben. Das thue ich gerne, weil es meiner Mutter Freude macht. Zuweilen bringe ich ihr auch einen Strauss mit aus dem Garten, aus dem Felde, oder aus dem Walde. Sie setzt denselben in ein Wasserglas oder in eine Blumenvase und hält ihn lange frisch.

Wir haben auch einen Spiegel in der Stube. Darin kann ich mich selbst sehen und alle Dinge, welche in der Stube sind. Hoffärtige Menschen stehen oft vor dem Spiegel. Das ist nicht gut, und die Eitelkeit ist eine Sünde.

Jn der Nähe des Fensters steht ein Klavier, auf welchem ich spielen lernen soll. Ich habe schon ein wenig angefangen, aber es macht mir grosse Schwierigkeiten, und ich fürchte fast, dass ich es nicht lernen kann.

Welche andere Dinge sind noch in der Stube?

W. Herchenbach.

9. Der Stuhl.

Der Stuhl besteht aus zwei Haupttheilen, aus der Lehne und dem Sitze. Die Lehne ist hinten, der Sitz vorne. Die Lehne, auch Rückenlehne genannt, ist aus zwei Pfosten zusammengesetzt, welche oben, unten und

in der Mitte durch Querleisten verbunden sind. Diese also verbundenen Pfosten bilden nach Oben die Rückenlehne und nach Unten die beiden hintern Stuhlbeine. Die Querleisten sind mit Zapfen in die Pfosten eingelassen und außerdem noch mit Leim und Holznägeln befestigt.

Der Sitz ist gewöhnlich viereckig und besteht aus der Sitzplatte und den Füßen. Bei gewöhnlichen Stühlen ist die Sitzplatte von Holz, bei bessern von Binsen oder



Stuhl.



Sessel.

Rohr gemacht. Unter der Holzplatte befindet sich eine Zarge, welche die vier Füße mit einander verbindet und der Platte zum Aufliegen dient.

Bei Rohr- und Binsenstühlen besteht die Sitzplatte aus einem Rahmen und dem Flechtwerke. Unter dem Sitze befinden sich die vier Füße oder Beine. Von den beiden hintern haben wir schon gesprochen. Die Vorderbeine stehen an den beiden vorderen Ecken des Sitzes. Alle vier sind gewöhnlich durch Quersprossen oder Querleisten verbunden, damit sie nicht so leicht aus ihrer Lage weichen.

Der Stuhlmacher verfertigt den Stuhl.

Es giebt verschiedene Stühle: Schemel, Sessel, Kirchenstühle u. s. w. Nenne mir noch andere und sage mir, worin sie sich unterscheiden!

W. Herchenbach.

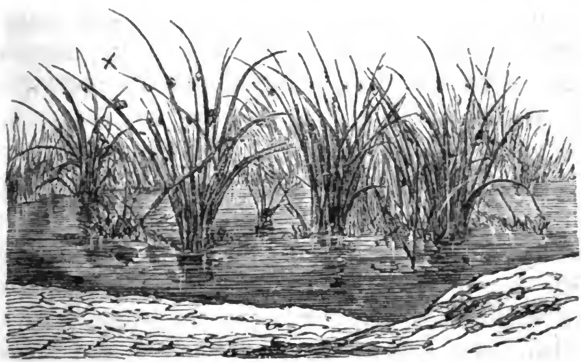
a. Die Binsen.

Paul und Franz machten einen Spaziergang in den Wald. Munter sprangen sie zwischen dem grünen Gesträuch umher, suchten nach eßbaren Beeren und Vogelnestern und sangen mit den lieben Vögeln um die Wette. „Sieh da!" rief Paul plötzlich und deutete mit dem Finger den Berg hinab. „Schau, da unten ist ein Teich! Wie das Wasser so stahlblau durch die Zweige schimmert. Da müssen wir hinab!"

Franz war derselben Meinung und rief: „Hurrah, nach dem Teiche!"

Freudenjauchzend sprangen sie hinweg. Unten am Teiche war es in der That gar schön und wonnig, denn die liebe Sonne warf ihre Strahlen auf das Wasser, daß die Wellchen wie lauteres Gold und Silber blitzten und leuchteten.

Rings um den Rand des schönen Teiches standen Tausende von Binsen, welche kerzengerade, wie Speere und Spieße über das



Wasser emporragten. Sogleich zogen die beiden Knaben Schuhe und Strümpfe aus, wateten in den Teich und schnitten die längsten Binsen ab.

„Nun wollen wir Binsenkörbchen machen!" sagte Paul. Sie setzten sich am Ufer nieder und begannen, die Binsen künstlich zu flechten, bis sie einige niedliche Körbchen fertig hatten.

„Wie prächtig sie gerathen sind!" sprach Franz. „Weißt du

was? Wir wollen sie beim Nachhausegehen voll Erdbeeren pflücken und bringen diese der Mutter mit. Sie ißt gerne Erdbeeren, besonders, wenn sie frisch gesammelt sind."

Paul fand den Einfall gut und sie machten sich sogleich an die Arbeit, fanden auch eine Menge großer, prächtiger Beeren und hatten die Körbchen bald voll. Mit vergnügten Gesichtern gingen sie nach Hause und brachten der Mutter die Erdbeeren. Diese küßte die braven Kinder auf die Lippen und sprach: „So ist es recht! Man muß für Andere leicht Etwas entbehren können. Macht es immer so! Am liebsten theilt den Armen mit!"

Das merkten sich Paul und Franz. So lange die Erdbeeren reiften, gingen sie alle Tage in den Wald, flochten Binsenkörbchen, füllten sie mit der lieblichen Frucht und verkauften sie an die reichen Leute. Das Geld aber gaben sie der Mutter und diese kaufte den Armen Brod dafür.

W. Herchenbach.

b. Das Rohr.

„Wo wächst denn nun eigentlich das Rohr?" fragte Joseph. „So oft ich im Walde war, habe ich scharf aufgepasst, aber doch niemals Rohr gefunden." „Das glaube ich wohl," antwortete der Lehrer. „Du müsstest auch eine sehr weite Reise machen, um in das Land zu kommen, wo es wächst. In den heissen Ländern Asien und Afrika aber ist es gar nicht selten. Da giebt es dessen ganze Wälder voll. Es schiesst so dicht, wie das Gras in die Höhe, aber es bleibt nicht so niedrig an der Erde, sondern übersteigt oft die höchsten Bäume. Es giebt dünnes und dickes; einiges ist so dünn, wie ein Bleistift, anderes so dick, wie ein Baum. Das dünnste spaltet man und flechtet den Sitz der Stühle davon. Wenn es etwas dicker ist, so braucht man es zum Kleiderausklopfen; auch ist es für unartige Buben nicht übel. Das armdicke Rohr eignet sich zu allerlei Dingen, zu Lanzen,

Spiessen, Zäunen und zum Bau der Häuser. Man macht von dem Rohr auch Spazierstöcke.

Die Rinde des Rohrs ist hart und lässt sich nur schwer schneiden; das Innere aber ist viel weicher und gut zu schneiden. In einem dichten Rohrwalde halten sich nicht selten giftige Schlangen und allerlei ekles Gewürm auf. Auch verkriechen sich Tiger in demselben und stürzen sich auf den Menschen, wenn er sich unvorsichtiger Weise hineinwagt.

W. Herchenbach.

10. Gemälde und Kupferstiche.

In den Häusern der reichen Leute sieht man die Wände mit Gemälden und Kupferstichen bedeckt, und in vielen Städten hat man besondere Gebäude, worin solche Kunstwerke aufbewahrt werden. Man nennt sie Bildergallerien.

Nicht Jedermann kann sich Oelgemälde anschaffen, denn sie sind sehr theuer und es giebt deren, die nicht viele Hunderte, sondern viele Tausende von Thalern kosten. Wer nicht sehr viel Geld hat, der ist schon mit hübschen Kupferstichen zufrieden. Diese unterscheiden sich von den Oelgemälden dadurch, daß sie nicht mit der Hand gemacht, sondern gedruckt sind. Sie haben auch keine bunten Farben, sondern sind nur schwarz.

Die Oelgemälde werden auf Leinwand oder Holz gemalt; die Kupferstiche aber sind auf Papier gedruckt. Das Oelbild hat gewöhnlich einen schweren vergoldeten Rahmen, während der Kupferstich in schmale Leisten gefaßt und mit Glas überdeckt ist.

Die Maler müssen viel üben und studieren, ehe sie

im Stande sind, ein gutes Bild zu malen. Es giebt besondere Schulen für sie, welche man Maler-Academien nennt. In der Stadt Düsseldorf ist eine solche Malerschule, auch in Berlin, München, Dresden etc. Die jungen Leute, welche Künstler werden wollen, besuchen dieselbe; sie haben Lehrer und Professoren, und müssen recht fleißig sein, wenn sie etwas Tüchtiges zu Stande bringen wollen. Dafür aber werden sie auch berühmte Leute und verdienen viel Geld.

Sie verstehen es, das menschliche Antlitz und den menschlichen Körper so genau abzumalen, daß man den Gemalten sogleich erkennt.

W. Herchenbach.

a. Das Kind und die Ziege.

Unter den vielen Gemälden, welche ich auf meiner Ferienreise gesehen habe, hat mir besonders eines so gut gefallen, daß ich noch manchmal mit ganz eigenem Vergnügen daran denke. Es war aber kein großartiger Gegenstand, welchen das Gemälde darstellte, sondern eine so alltägliche Sache, daß es mir wohl gerade deßwegen so reizend vorkam. Rechts war ein freundliches Gebüsch, das die grüne Farbe des vollen Frühlings trug; das Gebüsch entlang glänzte ein kleiner Bach, an welchem so hohes Gras wuchs, daß das Wasser hin und wieder verhüllt wurde. Von dem Bache führte über eine Weide, deren grüner Teppich hier und da mit Maulwurfshaufen befleckt war, ein gerader Fußweg nach einer ländlichen Hütte, die auf der linken Seite dicht am Rahmen des Bildes stand. Auf dem Pfade kam in eiligen Schritten von der Seite des Baches her ein kleines Mädchen, daß ein Bündel frischen, blumenreichen Grases auf dem Kopfe trug. Hinter ihm war eine Ziege mit großen Hörnern; diese streckte mit leckerer Miene den Kopf nach dem Grasbündel hinauf, und aus dem Gesichte und der Haltung des Mädchens erkannte man deutlich, wie es aus Furcht

vor der kecken Ziege laut aufschrie und seine Schritte verdoppelte. Von der Seite der Hütte aber kam ein



schwarzer Spitz herangelaufen, und in der Thüre derselben stand die Mutter, welche wahrscheinlich den Spitz zu Hülfe geschickt hatte, sich aber des Lachens über die leere Furcht ihres Kindes nicht enthalten konnte. Das Ganze war in sehr freundlichen Farben gemalt und machte einen so lebendigen Eindruck, als hörte man das Mädchen „Mutter! Mutter!" rufen, und als sähe man schon, wie der Hund laut bellend der Ziege in die Füße fallen, und wie diese ihre Hörner gegen ihn ankehren würde.

„Der Maler hat vielleicht in der Wirklichkeit eine ähnliche Scene gesehen, und sie hat ihm bloß an und für sich so gut gefallen, wie uns beim ersten Anblick sein Gemälde ergötzt. Außerdem aber fällt mir dabei ein, daß auch hierin, wie in Allem, was so natürlich um uns vorgeht, ein hoher Sinn liegen kann. Denn auch die erwachsenen Menschen bilden sich oft eine große Gefahr ein, wo gar keine vorhanden ist; dann rufen sie ängstlich empor, und der liebe Gott ist so gütig, daß er ihnen durch seine Hülfe auch dem bloßen Schein der Gefahr wegnimmt."

Bone.

b. Zeuxis und Parrhasius.

Zu den berühmtesten Malern Griechenlands gehörten Zeuxis und Parrhasius. Beide stellten einst einen Wettkampf in ihrer Kunst an. Zeuxis malte Weintrauben so natürlich, daß die Vögel nach denselben flogen und daran pickten. Nun brachte auch Pharrhasius sein Stück, das

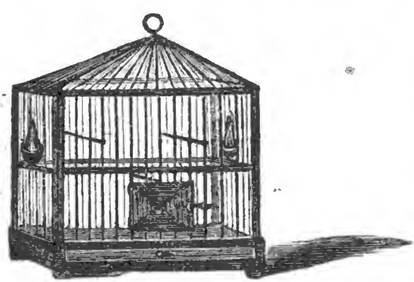
mit einem dünnen Vorhange überzogen war. „Zieh doch den Vorhang weg,“ sagte Zeuxis. Da lachte Parrhasius. der Vorhang war ja das Gemälde selbst. So täuschte der eine nur Vögel, der andere aber einen großen Künstler. Ferner malte Zeuxis einen Knaben, welcher Trauben auf dem Kopfe trug. Und abermals kamen die Vögel und pickten an den Trauben. Sogleich nahm er das Gemälde weg und sagte beschämt: „Die Trauben habe ich besser gemalt als den Knaben, sonst würden sich die Vögel vor diesem wohl gefürchtet haben.“

Welter.

11. Das Vogelbauer.

Der Vogel lebt frei in den Lüften und kann kommen und fortfliegen, wann er will; aber zuweilen wird er gefangen und in ein Vogelbauer oder einen Käfig gesteckt. Das ist dann sein Haus, aber er befindet sich nicht wohl darin, sondern ist traurig und möchte lieber hinaus in den freien Wald, wo er seine Flügel nach Herzenslust gebrauchen kann.

Das Vogelbauer ist gewöhnlich von Draht gemacht, so dass der Bewohner überall frei hinausschauen kann.



Unten ist der Boden, der sich in der Regel wegnehmen lässt, damit man ihn vom Schmutze reinigen kann.

Der Vogel muss Nahrung und Wasser haben, desshalb hängt man an den Seiten Gläser auf, welche seinen Mittagstisch und seinen Abendtrunk enthalten. Vor den Gläsern sind die Drähte so viel auseinandergebogen, dass der Vogel bequem den

Kopf hindurchbringen kann. Wäre das Loch grösser, so würde er hindurch schlüpfen und das Freie aufsuchen.

Damit er nicht immer auf dem Boden zu hüpfen braucht, sondern auch auf dem ersten und zweiten Stockwerke sich bewegen kann, so hat man quer durch den Korb einige Stäbe angebracht, auf denen er singend und piepend umherhüpft.

Eine Treppe braucht er nicht, dafür versteht er ja das Fliegen.

Ganz oben im Bauer ist zuweilen ein Ring angebracht, in den er gerne hineinfliegt und sich daselbst mit Vergnügen hin und her schaukelt.

In der vorderen Seite befindet sich ein Thürchen, durch welches man die Hand hineinstecken und ihn fangen kann.

Man muss den Korb so hoch hängen, dass die Katze nicht daran kommen kann, denn sie speist die Vöglein ebensogerne, wie die grauen Mäuslein und macht sich keinen Pfifferling daraus, dass wir die Thierchen zu unserem Vergnügen halten.

W. Herchenbach.

a. Kanarienvogel gestorben.

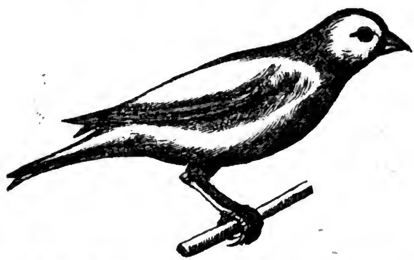
Im Winter kam ein Vögelein
Und pickte an die Scheiben.
Die Leute ließen's schnell hinein
Und baten es, zu bleiben.

Sie setzten's in den Käfig schnell
Mit seinen beiden Gläsern,
Da sang das Vöglein frisch und hell,
Als säß es zwischen Gräsern.

Es sang und sprang im gelben Rock
Und lugte traulich nieder;
Bald saß es auf dem höchsten Stock,
Bald auf dem tiefsten wieder.

Und alle Morgen kam ein Kind
Mit Wasser und mit Saamen.
Die Beiden liebten sich geschwind,
Bis schlimme Stunden kamen.

Das böse Fieber kam in's Haus
Und warf das Kindlein nieder;
Bald sah es blaß und leidend aus
Und mochte keine Lieder.



An's Vöglein dachte Niemand mehr
Man ließ es still verderben,
Und als die beiden Gläschen leer,
Da mußt es einsam sterben.

Das Fieber ward nach vieler Müh'
Vom Doktor doch vertrieben;
Da sprach das Kindlein: „Amelie,
Wo ist mein Vöglein blieben?"

Man holt den Käfig an das Bett,
Schon lacht das Kind, das bleiche;
Doch auf dem harten Käfigbrett
Lag eine kleine Leiche.

W. Lerchenbach.

b. Kanarienvogel.

Vögelchen, ach, da liegst du todt;
Suchst dir nie wieder ein Krümmchen Brod,
Siehst mich nicht an mit deinen Augen hell,
Hüpfst mir nicht auf die Schulter schnell,

Singest nun nie mehr mit solcher Lust
Schmetternd dein Lied aus froher Brust!

Bald sind die Kinder gekommen und haben
Das arme Ding in den Garten begraben
Und darüber gepflanzt einen Rosenstrauch.
Der trug dann schöne Blüthen auch,
Da haben sie gar oft gesessen
Und den lieben Vogel nicht vergessen.

Hey.

c. Die klugen Kanarienvögel.

Ein Franzose, Namens Jeantet, aus dem Elsaß, führte vor mehreren Jahren, ein Kanarienweibchen mit sich umher, das durch seine Künste alle Zuschauer in das höchste Erstaunen versetzte.

Sagte man diesem aufmerksamen Thierchen ein Wort vor, so flog es zu einem Kästchen mit Buchstaben, und setzte das Wort daraus zusammen.

An einer hingelegten Uhr erkannte es, welche Stunde und Minute es sei und legte dieses mit Ziffern auf den Tisch; ja es addirte, subtrahirte und multiplizirte sogar mit Zahlen. —

Ein anderer Kanarienvogel holte aus einem Kästchen mit Läppchen, gerade die Farben hervor, welche eine ihm aus der Gesellschaft bezeichnete Person an sich trug. „Man sieht," sagt M. Antoine, „in Paris Kanarienvögel, die ein kleines Schauspiel aufführen. Auf Befehl ihres Herrn kommen sie aus ihrem Käfig oder gehen wieder hinein; sie stehen ruhig auf einer Trommel, die einer schlägt, stehen Wache, indem sie auf dem Kopfe eine Grenadiermütze haben und Flinte und Säbel und Patrontasche tragen. Einer von ihnen, der es satt hat, wirft die Waffen weg und fliegt fort. Der Herr fängt ihn wieder ein und er wird zum Tode verurtheilt.

Er nimmt von der ganzen Gesellschaft Abschied, die Augen werden ihm verbunden, eine Kanone auf ihn gerichtet; einer seiner Kameraden brennt sie los, der Schuß kracht, der Verbrecher stürzt todt nieder und ein anderer Kanarienvogel ladet ihn auf einen kleinen Schubkarren und führt ihn zum Begräbnißplatze. Aber kaum sind sie vom Richtplatze entfernt, so erhebt sich der Todte, singt ein munteres Liedchen und scheint über die glücklich bestandene Gefahr zu jubeln.

d. Die Singvögel.

Ein freundliches Dörfchen war von einem ganzen Walde fruchtbarer Bäume umgeben. Die Bäume blühten und dufteten im Frühlinge auf das Lieblichste. Auf ihren Aesten und in den Hecken umher sangen und nisteten allerlei muntere Vögelein. Im Herbste aber waren alle Zweiglein reichlich mit Aepfeln, Birnen und Zwetschen beladen. Da fingen einige böse Buben an, die Nester der Vögel auszunehmen. Die Vögel zogen daher aus dem Orte nach und nach ganz hinweg. Man hörte an den schönen Frühlingsmorgen kein Vögelein mehr singen und in den Gärten war es ganz still und traurig.

Die schädlichen Baumraupen wurden sonst von den Vögeln weggefangen, aber jetzt nahmen sie überhand und frassen Blätter und Blüthen ab. Da standen die Bäume kahl wie mitten im Winter, und die bösen Buben, die sonst köstliches Obst im Ueberflusse hatten, bekamen nicht einmal mehr einen Apfel zu essen.

Nimmst du dem Vogel Nest und Ei,
Ist's mit Gesang und Obst vorbei.
Lass doch in Ruhe, liebes Kind,
Die Thierchen, die unschädlich sind!

Chr. Schmidt.

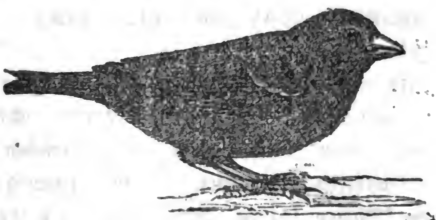
e. Das Familienfest.

Der Vater ging auf die Jagd in den Wald;
Ein gutes Wild ersah er sich bald.

Er legte wohl an, er drückte los,
Der Sperling fiel auf das weiche Moos.

Die Brüder luden zu Schlitten den Fang
Und schleiften ihn heim und jubelten lang.

Die Töchter hatten schnell das Feuer geschürt,
Sie rupften und sengten ihn, wie sich's gebührt.



Die Mutter briet und schmor't ihn sogleich,
Der Braten war köstlich und schmackhaft und weich.

Geschäftig trugen die Schwestern ihn auf,
Es kamen die fröhlichen Gäste zu Hauf.

Sie setzten zu Tisch sich und sassen fest
Und thaten sich gütlich beim weidlichen Fest.

Sie schmausten den Sperling in guter Ruh'
Und tranken drei Fässer des Bieres dazu.

Chamisso.

f. Das Kanarienvögelein.

Christine bat ihre Mutter, ihr ein Kanarienvöglein zu kaufen. Die Mutter sagte: „Du sollst eines bekommen, wenn du immer recht artig, fleißig und folgsam sein wirst. Christine versprach es. Eines Tages kam Christine aus der Schule heim, da sagte die Mutter: „Ich gehe jetzt

ein wenig aus. Hier auf dem Tische steht ein kleines, neues Schächtelchen. Bei Leibe mache es nicht auf, rühre es auch nicht an. Wenn du mir folgst, so werde ich dir, sobald ich zurückkomme, eine große Freude machen. Kaum war die Mutter zur Thür hinaus, so hatte das vorwitzige Mädchen das Schächtelein schon in der Hand. „Es ist so leicht," sagte sie, „und im Deckel sind kleine Löchlein! Was mag wohl darin sein?" Sie dachte: „Die Mutter sieht es ja nicht!" und machte das Schächtlein auf — und sieh! augenblicklich hüpfte ein wunderschönes, gelbes Kanarienvögelchen heraus und flog, freudig zwitschernd in der Stube umher.

Christine wollte das Vöglein geschwind fangen und es wieder einsperren, damit die Mutter nichts merke. Wie sie nun außer Athem und mit glühenden Wangen das flinke Vögelein vergebens in der Stube herumjagte — trat die Mutter herein und sagte: „Du vorwitziges, ungehorsames Mädchen! Das schöne Vöglein habe ich dir schenken wollen; doch wollte ich dich zuvor prüfen, ob du es verdienest. Jetzt aber werde ich es sogleich dem Vogelhändler zurückgeben."

Ein gutes Kind thut seine Pflicht,
Sehn's auch gleich die Eltern nicht.

Chr. Schmidt.

12. Die Blumentöpfe.

Wer keinen Garten besitzt und doch gerne ein paar Blümchen haben will, weil er ihre Farbe und ihren Duft so sehr liebt, der muß schon mit Blumentöpfen zufrieden sein.

Der Blumentopf ist gewöhnlich von rothem Thon gebacken und hat fast eine Farbe wie die rothen

Dachziegel. Er ist unten enge und oben weit. Im Boden hat er ein kleines Loch, damit das Wasser abfließen kann; oben ist er mit einem Rande versehen. Der Töpfer hat ihn gemacht.

Ehe man eine Blume hineinsetzt, muß man das Loch im Boden mit einem Steinchen oder Scherben bedecken, damit es sich nicht verstopft. Dann füllt man ihn bis ungefähr zur Hälfte mit gutem, fetten Gartengrunde, setzt die Pflänzchen hinein und giebt bis fast zum Rande Grund nach. Man muß die Pflanze gut andrücken und nicht vergessen, das Wasser bis an die Wurzeln dringen zu lassen.

Der Topf wird anfangs an einen schattigen Ort gestellt und erst später, wenn das Gepflanzte zu wachsen begonnen hat, an die Sonne gebracht.

Von vielen Leuten sagt man, daß sie eine glückliche Blumenhand haben. Es gedeiht ihnen Alles, was sie einpflanzen. Das liegt aber wohl weniger an der glücklichen Hand, als vielmehr an ihrer steten Sorge und Aufmerksamkeit.

Im Winter sind die Blumen schwer zu erhalten, denn sie leiden leicht von der Kälte und können nicht in jedem Zimmer gepflegt werden.

W. Herchenbach.

a. Die Blumenbeete.

Jacob und Gertrud, zwei liebenswürdige Geschwister, hatten eine grosse Freude an den Blumen. Daher baten sie den Vater, er möchte ihnen ein Blumenbeet geben. Und der Vater gab Jedem ein Beetchen im Garten und die Kinder streuten allerlei Blumensaamen hinein, und begossen fleissig die liebe Aussaat. Sie blieben oft stundenlang dabei stehen und harrten mit ungeduldigem Verlangen, ob sie denn nicht sehen möchten, wie die Saamenkörnlein aus dem dunkeln Schosse der Erde hervorkeimten. Aber sie hatten mehrere Tage gewartet und es war noch nichts

aufgegangen. Da fingen die Kinder an zu trauern und sagten: „Ach, wir haben die Beetlein vergebens besät und begossen, denn wir bekommen ja doch keine Blumen! — Als sie aber nach einigen Regentagen mit dem Vater hinausgingen, um nachzusehen, da hatte sich die Erde endlich gehoben und die zarten Blumenpflänzchen waren erstanden und jedes war mit einem Thautropfen wie mit einer Krone geschmückt. Da freuten sich die Kinder über die Maassen, hüpften munter umher und riefen: „Ei, sieh da, liebster Vater, sieh nur die Herrlichkeit alle auf einmal! O, wir haben so lange gewartet und hätten so gerne gesehen, wie das zugeht, wenn die Keime aus der Erde hervortreiben, und nun — stehen sie da und wir haben nichts davon gesehen."

Und darauf antwortete der Vater: „Allzeit, meine Kinder waltet die Hand Gottes auf diese eigene Weise. Er bringt die zarten Keime und Blüthen und jede erfreuliche Gabe ungesehen hervor, und verbirgt sorgsam die Hand, womit er sie schaffet und darreicht. Gottes Güte in der Natur ist wie eine liebende Mutter. Wenn Alles im Hause schon schläft, wacht die Mutter allein noch und bereitet den Kindern mancherlei Schönes und Gutes — stille und heimlich. Wenn dann die Kindlein am Morgen erwachen, so stehen die Gaben vor ihnen und sie freuen sich ihrer, hüpfen umher und geniessen, und die liebende Mutter lächelt ob der Freuden der Kinder."

„Also meine Kinder sei auch Eure Liebe gegen die Menschen beschaffen. Gutes zu wirken sei Eure Freude. Aber wirket es stille und heimlich, wie Gottes Güte in der Natur. Wer die That mit Trompeten und Paukenschall ankündigt, wie einst die Pharisäer, dessen Liebeswerk hat seinen Werth vor Gott und den Menschen verloren. Nur eine Gabe, im Stillen gereicht, ist kostbar im Angesichte des Himmels und wahrhaft erquickend für den, der sie empfängt. Denn, was wohlthut in der Wohlthat, ist nicht so sehr die Gabe, als vielmehr die Liebe des Gebers, welche zu schweigen und die wohlthätige Hand zu verbergen versteht."

b. Die Blumen.

Wer hat die Blumen nur erdacht,
Wer hat sie all so schön gemacht,
Gelb und roth und weiß und blau,
Daß ich meine Lust d'ran schau?

Wer hat im Garten und im Feld
Sie so auf einmal hingestellt?
Erst war es doch so hart und kahl,
Blüht nun Alles auf einmal.

Wer ist's, der ihnen allen schafft
In den Wurzeln frischen Saft,
Gießt den Morgenthau hinein,
Schickt den hellen Sonnenschein?

Wer ist's, der sie alle ließ
Duften noch so schön und süß,
Daß die Menschen, groß und klein
Sich in ihrem Herzen freu'n?

Wer das ist, und wer das kann
Und nicht müde wird daran?
Das ist Gott in seiner Kraft,
Der die lieben Blumen schafft.

Hey.

13. Der Spiegel.

Der Spiegel ist gewöhnlich viereckig und besteht aus dem Rahmen, dem Glase und der Rückwand.

Der Rahmen ist vom Schreiner aus Holz verfertigt und häufig mit sehr schönen Verzierungen versehen. Zuweilen ist er vergoldet, manchmal auch nur schwarz oder braun gebeizt.

Das Glas muss rein, von besonderer Güte und dick sein, sonst taugt es zu einem guten Spiegel nicht. Hinter dem Glase liegt eine silberfarbige Decke von Staniol. Diese macht

das Glas undurchsichtig und ist schuld daran, dass man in dem Spiegel sein Bild sehen kann.

Damit er nicht so leicht zerbricht, befindet sich hinter dem Glase noch eine Rückwand von Holz, welche ebenfalls vom Schreiner gemacht ist.

In einer ordentlichen Haushaltung darf ein Spiegel zwar nicht fehlen, aber man muss sich nicht aus Eitelkeit in demselben beschauen. Das wäre eine Sünde. Gefallsüchtige Mädchen verlieren viel Zeit vor dem Spiegel, aber das bringt ihnen nicht viel Ehre.

In alten Zeiten hatten die Leute keine Spiegel, sie mussten sich mit polirten Stahlplatten behelfen. Ein ruhiges Wasser ist auch ein Spiegel; man nennt die Oberfläche desshalb auch den Wasserspiegel. Er spiegelt die Wolken, die Bäume am Ufer, das Gras am Rande und noch andere Dinge ab.

Kennst du Handspiegel, Tachenspiegel, Wandspiegel, Hohlspiegel? Auch einen Schiffsspiegel und einen Eulenspiegel?

W. Herchenbach.

a. Die Glasbereitung.

Karl wollte gerne wissen, wie das Glas bereitet werde und er bat deßhalb seinen Vater oft, ihn doch einmal mit in die Glashütte zu nehmen. Der Vater that es gerne, denn es war ihm sehr lieb, wenn seine Kinder etwas Neues lernten. Sie kamen nun an ein großes Gebäude mit hohen Schornsteinen, in welchem viele und mancherlei Maschinen standen, von denen Karl nicht begriff, warum sie da waren.

Der Herr der Glasfabrik war ein Freund von Karls

Vater; er führte sie zuerst in einen Raum, wo ganze Haufen von Sand, Feuerstein, Quarz, Asche ꝛc. lagen. Aus diesen sollte das Glas gemacht werden, was Karl ganz unglaublich vorkam. Diese Dinge wurden in einen Glühofen gebracht, wo sie so heiß wurden, daß sie wirklich zu glühen anfingen.

Männer mit nackten Armen und schwarzen Gesichtern holten diese glühende Masse mit eisernen Schaufeln aus dem Ofen und brachten sie in die Schmelztiegel. Diese kamen wieder in einen andern Ofen zu stehen und wurden einer solchen Hitze ausgesetzt, daß der Inhalt, wie der Fabrikherr sagte, nach 20 Stunden ganz flüssig wurde. Das schien Karl abermals unglaublich, aber er konnte sich an einem andern Ofen überzeugen, daß es sich wirklich so verhielt, denn da standen der Schmelztiegel eine ganze Menge und in allen war die Masse geschmolzen. Männer schöpften die aufsprudelnde Unreinigkeit mit eisernen Kellen ab, bis sie ganz klar war.

Sie gingen weiter und kamen an einen weniger heißen Ofen, wo sich die Masse schon etwas abgekühlt hatte und zu einem feinen weichen Brei geworden war, so daß man sie wie Flachs oder Wolle ausziehen und spinnen konnte. Einer der Arbeiter zeigte es ihm und er war nicht wenig erstaunt darüber.

„Jetzt kann das Glas geblasen werden," sagte der Fabrikherr. „Nun passe gut auf, wie es geschieht."

Die Arbeiter, welche das Blasen zu thun hatten, hielten eine eiserne Röhre in der Hand, die oben ein hölzernes Mundstück hatte und unten einen hohlen Kopf. Diesen tauchten sie in die Glasmasse, bliesen in die Röhre und thaten fast gerade so, als wenn die Kinder Seifenblasen machen. Es entstand dann auch eine Glasblase; aber die Arbeiter mußten große Geschicklichkeit besitzen, um diese Blase durch Hin- und Herschwenken und Rollen auf einer heißen Marmorplatte in die richtige Form zu bringen. Nach dem Blasen waren die fertig gewordenen Glasgefäße noch weich, und sie wurden mit allerlei Instrumenten zu Gläsern, Flaschen und dergleichen Dingen gemacht.

Nun brachte man die fertigen Gegenstände in einen Kühlofen, der nur wenig Wärme hatte, wo sie nach und nach kalt und hart wurden.

Karl hatte sich außerordentlich gut in der Glasfabrik unterhalten und erzählte noch sehr oft von der Glasbereitung, obschon er Manches nur halb verstanden hatte.

W. Herchenbach.

14. Das Klavier.

Das Klavier ist ein großer, viereckiger Kasten welcher auf vier Beinen oder Füßen ruht. Wenn man es von Außen ansieht, hält man es für gar nichts Besonderes, aber wenn man den Deckel öffnet, sieht man doch gleich, daß es kein Hausgeräth ist, sondern eine ganz eigenthümliche Bestimmung haben muß.

Zunächst fallen uns die Tasten in die Augen; die untern sind in der Regel weiß und von Elfenbein, die obern schwarz. Mit den Tasten stehen die Saiten in Verbindung. Diese Saiten sind scharf angespannt und bestehen aus Metall.

Wenn man auf die Tasten drückt, so springt ein Hämmerchen in die Höhe, welches auf die Saiten schlägt. Dadurch entsteht ein Ton. Wer das Klavierspielen gelernt hat, der kann allerlei schöne Melodien und Harmonien hervorbringen. Aber man lernt es nur, wenn man sehr fleißig ist und lange übt.

Nicht wahr, wenn du größer geworden bist, willst du auch Klavierspielen lernen.

W. Herchenbach.

a. Die Spinne.

Zu Lüttich, einer gewerbreichen Stadt an der Maas in Belgien, steht vor dem Universitätsgebäude

das Standbild eines berühmten Mannes mit Namen Gretry, der war in seinem Leben ein Musikus und componirte viele schöne Lieder und andere Musikstücke.

Die Ungunst der Verhältnisse hatte ihn in den Kerker gebracht, wo er eine tödtliche Langeweile empfand. An schaffende Thätigkeit gewöhnt, glaubte er in dieser beschäftigungslosen Einsamkeit vergehen zu müssen.

Da bat er um seine Violine und sie ward ihm gegeben. Jetzt kürzte er sich die Stunden auf eine höchst angenehme Weise, und wenn er auch den Verlust der Freiheit tief genug empfand, so war doch sein Loos um Vieles erträglicher.

In dem Gefängnisse befand sich noch ein anderes Wesen, welches Gretry bisher nicht bemerkt hatte. Es war zwar nur eine Spinne, welche in einer Ecke des dunkeln Gefängnisses ihr Gewebe ausgespannt hatte, aber dieses unscheinbare Thierlein sollte seine Freundin werden.

Man sagt, diese Thierchen seien ausserordentlich empfänglich für die Musik. Es muss wohl wahr sein, denn sie setzte sich jedesmal, wenn er zu spielen begann, in ihrem Gewebe zurecht und lauschte mit grosser Aufmerksamkeit.



Am folgenden Tage kam sie schon ein wenig näher und so Tag um Tag, bis sie es endlich wagte, an dem Musikus hinaufzukriechen. Jetzt erst gewahrte sie derselbe; aber er tödtete sie nicht, wie sehr ihm auch die Spinnen früher zuwider gewesen waren. In der

Einsamkeit ist uns auch sogar die Spinne ein angenehmer Gesellschafter.

Das Thierchen, das sich nicht beunruhigt sah, wagte sich nun sogar auf den Violin-Bogen, um die Töne recht vollständig zu erhaschen, und kroch bis zu der Spitze desselben, wo es sich gewöhnlich festsetzte.

Hörte Gretry auf zu spielen, so kroch sie wieder in ihr Versteck zurück. Auf diese Weise wurden der Musikus und die Spinne ein unzertrennliches Paar.

Gretry's Gefangenwärter ging es wie der Spinne; er hörte auch gerne die Musik, und wenn die Geige so wundervoll klang, dann konnte er sich nicht länger halten; er schloss die schweren Eisenriegel auf und eilte in das Gefängniss, wo er in stiller Glückseligkeit die Geigentöne einsog.

Da bemerkte er einmal auf der Spitze des Bogens die hässliche Spinne. Entrüstet trat er hinzu, erfasste die kleine Musikliebhaberin, schleuderte sie auf den Boden und zertrat sie mit seinem schweren Schuh.

„Was hast du gethan!“ rief Gretry; „du hast meine Freundin getödtet!“

Von dem Tage an verfiel der Componist in Traurigkeit und wollte seine Geige nicht mehr anrühren, wie sehr ihn auch der Kerkermeister darum bat. Erst nach langer Zeit konnte er seines Kummers Herr werden; aber seine Violine behielt noch Monate hindurch einen gar traurigen Ton, worin die Klage um die getödtete Spinne wiederklang.

W. Herchenbach.

IV. Das Schlafzimmer.

1. Beschreibung desselben.

In unserm Schlafzimmer stehen zwei Betten, ein kleines und ein großes. Das große ist für Vater und Mutter, das kleine für mich. Ueber jeden der beiden Betten hängt ein Weihbrunnen und darüber steckt ein Palmzweiglein. Vor jedem derselben steht ein Stuhl, worauf wir beim Ausziehen die Kleider legen, und auf dem Fußboden sind zwei kleine Teppiche ausgebreitet. Unter dem Bette der Eltern steht ein Stiefelknecht.

An derselben Wand, an welcher die Betten sind, ist nächst dem Fenster auch ein Kleiderschrank angebracht, an dem entgegengesetzten Ende aber steht der Nachttisch. Neben diesem befindet sich der Leinwandschrank. An der andern Wand befinden sich zwei Kommoden, eine für mich und die andere für meine Eltern. Zwischen den Kommoden steht ein Waschtisch und zu beiden Seiten ein Gestell für Stiefel und Schuhe. Ueber der Kommode hängt der Spiegel. Neben dem Fenster befindet sich ein kleines Brettchen mit Haken für die Handtücher. Vor dem Fenster sind dichte Gardinen, durch welche man von Außen nicht hineinschauen kann. In der Mitte des Schlafzimmers steht ein Tisch, auf welchem während der Nacht gewöhnlich ein kleines Nachtlicht brennt. Wenn sich mein Vater entkleidet, so legt er seine Uhr, seine Schlüssel und seinen Geldbeutel darauf.

Meine Mutter hat mich sehr lieb, sie bringt mich jeden Abend zu Bette und hilft mir beim Auskleiden. Sie hält sehr genau darauf, daß ich meine Kleider nicht umherwerfe, sondern an den bestimmten Ort lege; sie sagt: „Ordnung ist halbe Arbeit!“ Wenn ich ausgekleidet bin, muß ich niederknien, die Hände falten und mein Abendgebet verrichten. Dann steige ich in's Bett, meine Mutter deckt mich zu, giebt mir einen Kuß, segnet mich und wünscht mir eine gute Nacht. Es dauert nicht lange, so bin ich eingeschlafen, denn von dem vielen Umherspringen werde ich recht müde.

W. Herchenbach.

2. Das Bett.

Das Bett besteht aus zwei Haupttheilen: aus der Bettlade oder Bettstelle und der Einfüllung oder dem Innern des Bettes. Nicht alle Betten sind gleich; das meinige will ich hier beschreiben:

Die Bettlade ist von Kirschbaumholz und besteht aus fünf Theilen, nämlich aus den beiden Kopfstücken, den beiden Seitenbrettern und den Einlagen.

Die Kopf- und Seitenbretter werden mit eisernen Haken aneinander befestigt. Dadurch entsteht ein viereckiger Kasten ohne Boden, der auf vier Füssen steht. Am untern Ende der Kopf- und Seitenbretter läuft ringsum eine schmale Leiste vorbei, auf welche die Querbretter oder Einlagen gelegt werden. Die Querbretter sind nöthig, weil sonst die Einfüllung oder das Bettzeug auf den Boden fallen würde.

Zu unterst auf den Querbrettern liegt ein Sack, welcher mit geradem Stroh gefüllt ist, der Strohsack. Dann folgen zwei Matrazen, wovon die untere mit Seegras, die obere mit Pferdehaaren gefüllt ist. Auf dieser liegt noch ein Federbett, angefüllt mit den feinsten Flaumfedern der Eidergans. Man sagt, es sei gesünder, auf der Matraze, als auf Federn zu schlafen.

Ueber das Federbett ist ein Leintuch gebreitet; auf diesem liegt am obern Ende die Kopfmatraze und auf diesem die Federkissen. Das Ganze ist wieder mit einem Leintuche oder Laken überbreitet. Im Winter liegt darüber noch eine Wolldecke, eine Steppdecke und ein Daunensack; im Sommer aber nur eine Steppdecke und an dieser ist es oft noch zu viel.

Arme Leute schlafen oft nur auf einem Strohsacke

und müssen im Winter viel Kälte ausstehen. Wenn du Ueberfluss an Bettwerk hast, so gieb dem Dürftigen davon mit.

In den südlichen Ländern schlafen die Leute auf blossen Matten und zuweilen auch im Freien auf dem nackten Erdboden, ja, in einigen Gegenden Afrika's wählen sie sogar die wagerechten Aeste der Bäume zu ihren Schlafstätten.

W. Herchenbach.

a. Abendlied.

1. Der Mond ist aufgegangen, die goldenen Sternlein prangen am Himmel hell und klar. Der Wald steht schwarz und schweiget, und aus den Wiesen steiget der weiße Nebel wunderbar.

2. Wie ist die Welt so stille, und in der Dämm'rung Hülle so traulich und so hold, als eine stille Kammer, wo Ihr des Tages Jammer verschlafen und vergessen sollt.

3. Seht Ihr den Mond dort stehen? Er ist nur halb zu sehen, und ist doch rund und schön! So sind wohl manche Sachen, die wir getrost belachen, weil unsere Augen sie nicht sehen.

4. Wir stolze Menschenkinder sind doch recht arme Sünder und wissen gar nicht viel. Wir spinnen Luftgespinnste und suchen viele Künste, und kommen weiter von dem Ziel.

5. Gott, laß dein Heil uns schauen, auf nichts Vergänglich's trauen, nicht Eitelkeit uns freu'n. Laß uns einfältig werden, und vor Dir hier auf Erden wie Kinder fromm und fröhlich sein.

6. Wollst endlich sonder Grämen aus dieser Welt uns nehmen durch einen sanften Tod; und wenn du uns genommen, laß uns im Himmel kommen, du, unser Herr und unser Gott.

7. So legt Euch denn, Ihr Brüder, in Gottes Namen nieder; kalt ist der Abendhauch. Verschon uns, Gott, mit Strafen, und laß uns ruhig schlafen, und unsern kranken Nachbar auch!

Claudius.

b. Zum heiligen Schutzengel.

1. Du mein Schutzgeist, Gottes Engel,
Weiche, weiche nicht von mir;
Leite mich durch's Thal der Mängel
Bis hinauf, hinauf zu dir!

2. Laß mich stets auf dieser Erde
Deiner Führung würdig sein;
Daß ich stündlich besser werde,
Nie mich darf ein Tag gereu'n.



3. Sei zum Kampf an meiner Seite,
Wenn mir die Versuchung winkt;
Steh mir bei im letzten Streite,
Wenn mein müdes Leben sinkt.

4. Sei in dieser Welt voll Mängel
Stets mein Freund, mein Führer hier,
Du mein Schutzgeist, Gottes Engel,
Weiche, weiche nicht von mir!

c. Abendlied.

Müde bin ich, geh zur Ruh',
Schließe beide Aeuglein zu;
Vater, laß die Augen dein
Ueber meinem Bette sein.

Hab' ich Unrecht heut' gethan,
Sieh es, lieber Gott, nicht an.
Deine Gnad' und Jesu Blut
Macht ja allen Schaden gut.

Alle, die mir sind verwandt,
Gott, laß ruhn in deiner Hand.
Alle Menschen, groß und klein,
Sollen dir empfohlen sein.

Kranken Herzen sende Ruh,
Nasse Augen schließe zu;
Laß den Mond am Himmel stehn
Und die stille Nacht besehn.

Brentano.

d. Der Sandmann.

Zwei feine Stieflein hab' ich an,
Mit wunderweichen Söhlchen d'ran,
Ein Säcklein hab' ich hinten auf,
Husch! trippl' ich rasch die Trepp hinauf.

Und wenn ich in die Stube tret',
Die Kinder beten das Abendgebet,
Von meinem Sand zwei Körnelein
Streu' ich auf ihre Aeugelein.

Da schlafen sie die ganze Nacht
In Gottes und der Englein Wacht.
Von meinem Sand zwei Körnelein
Streu ich auf ihre Aeugelein.

Den frommen Kindern soll gar schön
Ein froher Traum vorüber gehn.
Nun frisch und rasch mit Sack und Stab,
Nun wieder jetzt die Trepp hinab.

Ich kann nicht länger müssig stehn,
Ich muss noch heut zu Vielen gehn,
Nun seht, mein Säcklein öffnet' ich kaum,
Da nickt ihr schon und lächelt im Traum.

Kletke.

3. Seegras, Pferdehaar, Eiderdunen.

Die Matrazen sind entweder mit Seegras oder mit Pferdehaar gestopft. Das Seegras verdankt seinen Namen dem Umstande, daß es wirklich ein Gras ist, welches auf dem Boden des Meeres wächst und oft in großen Haufen auf der Oberfläche desselben schwimmt. Es kommt in langen gedrehten Strängen in den Handel und wird in großen Massen verarbeitet, weil es nicht so theuer ist, wie das Pferdehaar und doch fast dieselben Dienste leistet.

Das Pferd hat nur im Schwanze und an den Mähnen langes Haar. Im Herbste, wenn die Fliegen das Vieh nicht mehr quälen, werden Schwanz und Mähne gekürzt. Das abgeschnittene Haar wird sorgfältig aufgehoben und bei günstiger Gelegenheit an die Polsterer verkauft, die es dann zum Stopfen der Matrazen, zu Sopha- und Stuhlpolstern 2c. verwenden.

Das Pferdehaar drückt sich nach und nach zusammen und die Polster werden so hart und knopfig, daß sich nicht mehr angenehm auf denselben sitzen und liegen läßt. Auch setzt sich im Laufe der Zeit viel Staub hinein. Dann müssen sie aufgepflückt und gereinigt werden.



Die weichsten Bettpfühle werden von Eiderdunen gemacht. Dieses sind die kleinen sanften Federchen, welche die Eidergänse unter dem Leibe haben, und womit sie die Nester ausfüllen. Sie werden aus den Spalten der schroffen Meeresklippen oft mit Lebensgefahr herabgeholt und sind deßwegen sehr

theuer. Man benützt aber auch häufig die feinen Brustfedern anderer Vögel zu Betten.

Im Winter sind die Federbetten sehr angenehm, weil sie die Wärme lange in sich behalten, aber es ist nicht gesund, auf und in denselben zu schlafen. Für Kinder ist ein hartes Bett besser, als ein weiches.

Arme Leute, welche den ganzen Tag über tüchtig gearbeitet haben, machen sich nicht viel aus einem weichen Lager; sie schlafen auch auf einer Strohschütte gut. Den Faullenzern aber, die nie müde werden, ist auch das Daunenbett noch zu hart.

W. Herchenbach.

4. Der Waschtisch.

Der Waschtisch hat vier Füsse und eine Schieblade wie jeder andere Tisch, aber er ist doch sehr verschieden von demselben. Der unserige hat oben eine Marmorplatte und rings herum einen hölzernen Aufsatz. Auf der Platte steht das Waschbecken, welches morgens mit frischem Wasser gefüllt wird. Ausser dem Waschbecken stehen noch drei zugedeckte Schüsselchen darauf: in dem ersten liegt ein Stück Seife, in dem zweiten ein Kamm und in dem dritten der Waschschwamm. In der Schieblade liegt die Haarbürste; auch steht der Pomadetopf und ein Fläschchen mit Haaröl darin.

Unter dem Waschtische befindet sich ein Brett, worauf die Schuhe und die Stiefel stehen.

W. Herchenbach.

a. Ordnung und Reinlichkeit.

Sobald Leopold das Bett verlassen hatte, war sein erstes Geschäft, Hände, Augen, Ohren, Mund und Zähne, den Hals

und den ganzen Kopf mit frischem, reinem Wasser zu waschen. „Dann fühle ich mich wie neugeboren," sagte er; „ich bin so munter und froh, und ich gehe noch so vergnügt und freudig an die Arbeit."

Diese Reinigung seines Körpers durfte keinen Tag unterbleiben, „denn", sagte sein Vater, zur Reinlichkeit braucht man frisches Wasser, und Wasser findet man überall und kostet kein Geld. Nachlässigkeit in diesem Stücke ist ein unverzeihlicher Fehler."

Lehr- und Lesebuch von M. Wagner.

b. Der Schwamm.

Besieh dir einmal den Wasch-Schwamm ganz genau! Nicht wahr, er hat viele kleine Löchlein, die das Wasser einsaugen? Er ist weich, du kannst ihn ganz klein zusammendrücken und wenn er trocken ist und du legst ihn in's Wasser, so wird er viel grösser.

„Wo hast du den Schwamm her?"

„Den habe ich von meiner Mutter bekommen."

„Und deine Mutter?"

„Die hat ihn im Laden gekauft."

„Woher hat ihn aber der Kaufmann?"

„Das weiss ich nicht."

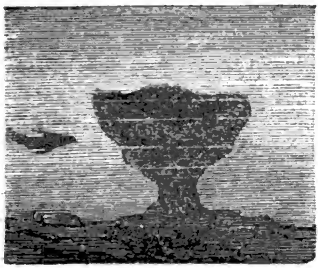
„Wenn du aufpassest, werde ich dir's erzählen:"

„Du könntest alle Gärten, alle Wälder und Felder durchsuchen und du würdest doch nirgendwo einen Baum oder Strauch finden, worauf der Schwamm wächst. Auch kommt er nicht aus der Erde, wie Erbsen und Linsen; und dass er nicht, wie Regen und Schneeflocken, aus der Luft fällt, das weisst du schon von selber. Woher mag er denn kommen? — Sehr, sehr weit her — aus dem Lande, wo die Türken wohnen und die schwarzen Leute, bei denen nur die Zähne weiss sind und das Weisse im Auge. Aber auch dort wachsen sie nicht auf den Bäumen oder aus der Erde, denn es sind — Thiere.

Du denkst, ich wolle dir etwas aufbinden, aber ich habe dir die reine Wahrheit gesagt: die Schwämme sind

Thiere. Sie können freilich nicht über die Strasse laufen, wie Katze und Hund; sie leben vielmehr tief im Wasser, unten auf dem Boden des Meeres, an dem sie mit den Füssen festgewachsen sind. Das Meer ist ein grosses, grosses Wasser und so tief, dass man zwei Kirchthürme aufeinander hineinstellen könnte, ohne dass die Spitze heraus schaute.

Es schwimmen allerlei Fische darin umher, einige so klein wie eine Stecknadel und andere so gross, wie das Schulzimmer, ja noch grösser. Dabei ist auch der Hering und der Stockfisch. Ganz unten sitzt der Schwamm



fest und kann nicht von der Stelle. Die Fische schwimmen über ihn hinweg und lassen ihn ruhig sitzen.

Aber mitten über das Wasser kommt ein grosses Haus geschwommen mit vielen Matrosen, die lauern auf den Schwamm. In den Händen haben sie lange Stangen, woran scharfe Messer gebunden sind. Die senken sie in's Wasser hinab, schneiden den Schwamm ab und ziehen ihn in's Schiff. Das Thier im Schwamme muss nun freilich sterben und es bleibt nur noch seine Haut, der Schwamm selbst zurück.

Wenn die Schiffer das Schiff voll haben, dann fahren sie über das grosse Wasser nach Hause und verkaufen den Schwamm an den Kaufmann.

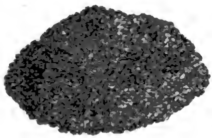
Du siehst also, wie weit dein Schwämmchen kommen musste, um dich waschen zu helfen. Vielleicht ist es von einem Türken oder Neger abgeschnitten worden, der nimmer daran dachte, dass du es noch einmal bekommen würdest.

W. Herchenbach.

c. Die Trüffeln.

Die Trüffeln sind eine Art eßbarer Schwämme, die man unter der Oberfläche der Erde in einem sandigen dürren Boden in lichten

Waldungen findet. Die Trüffel ist eines der sonderbarsten Gewächse; denn sie hat weder Wurzel, noch Stiel, noch Blätter. Sie ist meist rund, wächst von der Größe einer Erbse, bis zur Größe einer Wallnuß und wird auch wohl noch größer, so daß sie zuweilen ein Pfund



wiegt. Unter einer rauhen, schwärzlichen Haut befindet sich das weiße Fleisch, welches schon in den alten Zeiten zu den Leckerbissen gezählt und daher sehr gesucht und theuer bezahlt wurde. Da diese Gewächse über der Erde keine Spur von ihrem Dasein zeigen und sich nur durch ihren durchdringend scharfen Geruch verrathen, so bedient man sich darauf abgerichteter Hunde, welche Trüffelhunde heißen, um sie aufzufinden. Die Trüffel findet sich auf dem ganzen Erdboden, in Lappland so gut wie in Japan. Doch sind gewisse Länder vor andern durch die Güte und Menge derselben bekannt.

Canabich.

d. Die Pilze oder Schwämme.

Die Pilze oder Schwämme gehören zu den Pflanzen. Sie sind von den übrigen Pflanzen aber sehr verschieden, und bestehen aus einem fleischigen oder lederartigen Stoffe. Man kann an ihnen weder Blätter, noch Blüthen, noch Früchte bemerken, und das schöne Grün, welches wir an Bäumen, Sträuchern, Kräutern, Gräsern und Moosen wahrnehmen, fehlt ihnen ganz. Sie entstehen aus verfaulten thierischen und Pflanzenstoffen; denn überall, wo Pflanzen absterben und faulen, wo todte Thierkörper in Verwesung übergegangen sind, sieht man verschiedene Schwämme hervorwachsen. Manche von ihnen wachsen in einem Tage zu ihrer vollkommenen Grösse empor und daher kommt das Sprüchwort: „Sie schiessen wie Pilze aus der Erde.“ Viele Schwämme leben aber auch nur einige Tage und verfaulen dann wieder.

Es giebt sehr viele Arten Schwämme. Sie lieben alle den Schatten und die Feuchtigkeit.

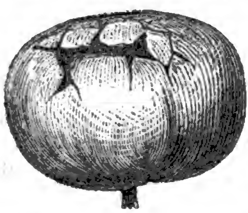
Der Feuerschwamm wächst gewöhnlich an Buchen und Eichen. Wenn er wiederholt geklopft, in einer

Lauge eingeweicht und getrocknet ist, fängt er die Feuerfunken auf. Er dient alsdann zum Anzünden und heisst Zunder.

Der Fliegenschwamm wächst in dunkeln Wäldern auf dem Boden. Er besteht aus einem Strunk und einem Hut. Der Hut ist bluthroth oder röthlich und hat auf seiner Oberfläche häufig weisse Warzen. Der Fliegenschwamm ist sehr giftig und hat einen stinkenden Geruch. Wenn er zerschnitten in Milch gelegt wird, so tödtet er die Fliegen, sobald sie davon geniessen. Man muss hiemit aber vorsichtig sein, weil auch Menschen, Katzen und Hunde davon sterben können.



Einen andern Schwamm kennt ihr gewiss schon. Er wächst in den Wäldern und Wiesen, und hat keinen Hut, sondern einen runden Balg. Wenn man darauf tritt, so fliegt eine Menge Staub heraus. Dieser Schwamm heisst Bovist. Er kann bei Verwundungen zum Blutstillen benutzt werden.



Unter den übrigen Schwämmen giebt es einige, die man essen kann. Wer aber diese nicht kennt, der sollte gar keine essen, weil es viele giftige Schwämme giebt. Diese haben einen ekeligen Geruch. Ihr Genuss kann Erbrechen und selbst den Tod herbeiführen.

Haslers Lesebuch.

e. Schwamm und Gras.

Der Schwamm sagte zum Gras: „Ich schieße in einem Augenblicke auf, indessen du einen ganzen Sommer hindurch wachsen mußt, um zu werden, was ich in einem Augenblicke bin.“

„Es ist wahr“, erwiederte das Gras, „ehe ich etwas werth bin, kann dein ewiger Anwerth hundertmal entstehen und hundertmal wieder vergehen.“

Pestalozzi.

f. Die Seifenblase.

Wie spielt die schöne Blase nicht
So bunt am goldnen Sonnenlicht!
Allein ein Hauch, weg ist die Pracht,
Und ihrer wird nicht mehr gedacht.

Ihr ist ein junges Herrchen gleich,
Stolz auf sein Kleid, vom Glanze reich;
Doch von Verstand und Tugend leer:
Das Kleid ist schön und sonst nichts mehr.

Weisse.

5. Die Kommode.

Die Kommode ist viereckig; sie besteht aus zwei Theilen, aus dem Kasten und den Schubladen. Der Kasten hat oben eine Platte, an beiden Seiten eine Seiten-, hinten eine Rückwand und vorne Leisten, auf welchen die Schubladen ruhen. Er steht auf vier Füssen oder Pföstchen. Die Schubladen sind ebenfalls viereckig und lassen sich in den Kasten hineinschieben und wieder herausziehen. Jede hat in der Mitte ein Schloss und einen Schlüssel, mit dem man sie verschliessen kann.

In der obersten Schublade liegen die Schmucksachen von meiner Mutter und von meinen Schwestern: Goldene Ringe, Kreuze, Armspangen, Uhren, Halsketten und dergleichen Dinge. Auch ist ein Riechfläschchen, eine Schachtel mit Knöpfen, Vorstecknadeln und Aehnliches darin. In der zweiten Schublade liegen hübsch gewaschene und geplättete Hemden, Unterhosen und Nachtmützen, in der dritten Westen, Taschentücher und Schürzen.

Die Kommode hat der Schreiner aus Holz ge-

macht; sie ist sehr hübsch angestrichen. Oben darauf liegt ein weisses Deckchen, welches meine älteste Schwester gehäkelt hat.

W. Herchenbach.

a. Das Kreuzchen.

Heut sind die Gräber all' so schön
Geschmückt mit bunten Kränzen;
Die Leute bleiben betend stehn,
Wo viele Kerzen glänzen.

Ein einzig Grab liegt ganz allein,
Kein Mensch scheint es zu kennen;
Da prangen keine Blümelein
Und keine Lichter brennen.

Ein kleines Mädchen kniet darauf
Und weint und ringt die Hände.
Ach Mutter, Mutter thu' mir auf,
Mach' meinem Leid ein Ende!

Es weinte bis der Abendstern
Vom Himmel niederblickte;
Dann schlich es heim zum harten Herrn,
Der's hungrig schlafen schickte.

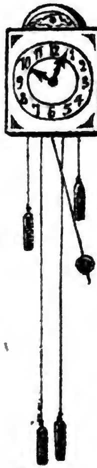
Ein Kreuzlein hing an weisser Wand,
Vom Mondenstrahl getroffen.
Dem Mägdlein war's wie Gottes Hand,
Die schirmend stände offen.

W. Herchenbach.

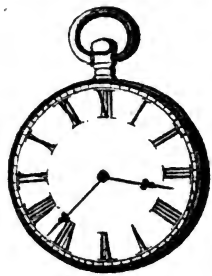
b. Die silberne Taschenuhr.

Ernest, ein armes Studentlein, blieb einst in einer Mühle über Nacht. Eine Bank in der untern Stube diente ihm zum Bette. Um Mitternacht wachte er auf, und hörte neben sich an der Wand Etwas picken. Er schaute hin und erblickte beim Mondscheine eine silberne Sackuhr. Es kam ihn eine große Lust an, die Uhr zu nehmen und damit durch das Fenster zu entfliehen. Das Gewissen sagte ihm wohl: „Du sollst nicht stehlen.“ Allein die Begierde nach der schönen Uhr wurde immer stärker. Da sprang er mit einem Mal auf und stieg zum Fenster hinaus, um der Versuchung zu entrinnen.

Als er einige hundert Schritte weit gelaufen war, kam ihn eine Reue an, daß er die Uhr nicht genommen habe, und er wollte schon wieder umkehren. Allein sein Gewissen warnte ihn noch einmal, und er gab ihm Gehör und wanderte seinen Weg weiter. Jetzt ging der Mond unter und es wurde sehr finster. Ernest verirrte sich in einen Sumpf, erreichte



Hausuhr.



Taschenuhr.

aber doch eine Anhöhe. Dort legte er sich sehr ermüdet nieder und schlief fest ein. — Mit Anbruch des Tages wurde er von einem gräßlichen Geschrei geweckt und als er die Augen aufschlug, hatte er einen großen Schrecken. Er lag unter dem Galgen, und sah über seinem Kopfe einen Dieb hängen, um den sich eine Schaar schreiender Raben versammelt hatte. Da war es ihm nicht anders, als sagte in seinem Innern eine Stimme: „Siehe, so wäre es dir am Ende gegangen, wenn du das Stehlen angefangen hättest.“

Er kniete nieder und betete:

„O Gott, du warnest uns auf viele Weisen,
Ich will, stets dir zu folgen, mich befleißen.“

Christoph Schmidt.

c. Der Goldstrauch.

Der junge Eduard hatte seine Lust daran, die Leute zum Besten zu haben. Einst schrieb er in seinem Zimmer einen Brief und hatte sechs neue Dukaten auf seinem Schreibtische

liegen, die er in seinen Brief einschließen wollte. Emilie, sein kleines Schwesterchen, kam in das Zimmer, sah die blinkenden Goldstücke liegen und sagte: „Bruder, wo wächst doch wohl das Gold?" — Eduard sagte: „Die Dukaten wachsen auf dem Goldstrauche. Man steckt sie wie Bohnen in die Erde, da werden große Sträucher daraus, die voll Dukaten hängen."

Er schrieb eifrig weiter. Emilie aber nahm, ohne daß Eduard darauf achtete, die Dukaten, lief in den Garten und steckte sie in die Erde.

Als er eben mit dem Briefe fertig war, kam sie wieder herein und sagte: „Eduard, jetzt wirst du recht viele Dukaten bekommen; ich habe sie schon ausgesäet."

Eduard sprang verdrießlich auf, nahm Emilie bei der Hand, eilte in den Garten und sagte: „Sogleich sage mir, wo hast du die Dukaten hingesteckt?" Allein entweder wußte das Kind das rechte Plätzchen nicht mehr zu finden, oder einer der Tagwerker, die in dem Garten arbeiteten, hatte das Geld heimlich herausgenommen, — kurz die Dukaten waren verloren.

Als der Vater die Geschichte vernahm, sprach er: „Eduard, du hast mit deiner Lüge die Strafe von sechs Dukaten wohl verdient. Emilie war freilich sehr einfältig, daß sie Dukaten säen wollte; du aber bist sehr boshaft, daß du immer Lügen ausstreuest."

Die Lügen sind ein böser Saamen,
Aus dem nie gute Früchte kamen.

Chr. Schmidt.

d. Der Fingerhut.

(Ein Mährchen.)

Der braven Auguste waren Vater und Mutter gestorben, und sie hatte keine Verwandten. Da ging sie am Abend auf den Kirchhof, und weinte, dass es einen Stein hätte erweichen mögen.

Als sie wieder in ihr kleines Stübchen trat, war ein fremder Mann da, der sagte, sie solle alle ihre Sachen einpacken, denn von nun an müsse sie bei ihm wohnen.

Auguste aber hatte nichts, als einen alten kupfernen Fingerhut und eine blanke Nähnadel. Damit hatte sie oft für arme Kinder Hemdchen genäht.

Als sie in das Haus des fremden Mannes kam, musste sie sich gleich hinsetzen und Hemden flicken. Und weil sie das so gut verstand und alles so hübsch und zierlich machte, so ging die Hausfrau am andern Tage zur Stadt und sagte den Leuten, dass sie für Geld Hemden nähe. Sie brachte auch gleich von den Stadtleuten Leinwand mit, und daraus musste Auguste neue Hemden machen. Ihre Arbeit war so schön, dass alle Leute von der Frau Hemden haben wollten. Bald musste Auguste die halbe Nacht aufbleiben und brachte doch nicht alles fertig.

Deshalb bekam sie oft von der geizigen Frau Scheltworte und sogar Schläge und zuletzt durfte sie gar nicht mehr schlafen.

Einmal stellte sie ihren kupfernen Fingerhut in das offene Fenster; ein böser Bube kam vorüber, nahm den Fingerhut weg und warf ihn in den See. Auguste wollte ihn wieder holen, aber er lag tief im Wasser. Sie fürchtete sich, der bösen Frau etwas davon zu sagen und nähte von nun an ohne Fingerhut; aber sie stach sich oft in den Finger, und das rothe Blut floss auf die weisse Leinwand.

Die Frau schalt und schlug, und als immer wieder neue Blutflecken in die Hemden kamen, packte sie Auguste mit den Haaren, schleppte sie an den Teich, hielt sie über das Wasser und schrie mit heiserer Stimme: „Hier hinein werf' ich dich, die Frösche sollen dich fressen.“

Das war ihr freilich nicht ernst; wer hätte ihr sonst die Hemden nähen sollen? Aber Auguste gerieth in Todesangst, zappelte und zappelte, bis sie zuletzt aus der Hand der Frau in's Wasser stürzte. Die Wellen schlugen über ihrem Kopfe zusammen und nichts mehr war von ihr zu sehen. Da ward die Frau grimmig und schleuderte ihr einen gewaltigen Stein nach.

Auguste aber sank tiefer und tiefer, als ob sie nie auf den Boden kommen sollte.

Die Fische schwammen um sie herum und schauten

sie neugierig mit den klugen Augen an; Frösche aber, waren da gar nicht zu sehen. Wohl hundert Ellen unter sich bemerkte sie jetzt den Fingerhut, welcher zwischen zwei Muscheln auf dem Boden lag. Auguste stiess einen Schrei aus und sank nun so rasch, dass ihr Fuss den Fingerhut berührte.

Kaum hatte sie ihn angestossen, so fing er an zu singen und zu klingen, wie eine Glasharmonika und, — was das Wunderbarste war, er dehnte sich auseinander, wurde immer grösser und grösser und baute sich von selbst zu einem prächtigen kupfernen Schlosse mit kupfernen Wänden, kupfernen Thüren, kupfernen Fussboden und kupfernem Dache. Alle die Vertiefungen, welche er früher gehabt hatte, wurden zu grossen Krystall-Fenstern und der Rand zu einer gewaltig hohen Mauer mit einem hleinen Thürchen. Der Stein aber, den die böse Frau ihr nachgeworfen, verwandelte sich in einen ungeheuern Diamanten, der im Fallen auf die höchste Dachspitze zu stehen kam und wie eine Sonne leuchtete.

In den vielen Zimmern des Schlosses aber war es so schön, dass man es nicht erzählen kann und dass es auch Niemand glauben würde. Wie sonderbar! Im schönsten Zimmer, wo alle Wände bemalt und mit Goldleisten ausgeschlagen waren, standen lauter kleine Bettchen und in jedem Bettchen lag ein kleines Kindchen und jedes Kindlein hatte eines von den Hemden an, die Auguste einst genäht hatte, als ihre Mutter noch lebte. Die Kindlein aber sangen mit ihren feinen Stimmchen wie die Engel im Himmel und ihre Aeuglein leuchteten, wie Sterne am Abendhimmel.

Hier gefiel es Auguste sehr gut; alle Tage kam dreimal ein kleines Wassermännchen und brachte ihr die allerkostbarsten Speisen und Getränke; ein Seidenbettchen stand für sie zum Schlafen bereit, und wollte sie eine Lustfahrt machen, so brauchte sie nur in die Hände zu klatschen, dann kamen gleich ein paar Schwäne herbei, die einen wunderschönen Nachen zogen.

So ging es fort, den ganzen Sommer hindurch; als aber der Winter kam, wölbte sich über dem Teiche eine

Eisdecke und man konnte aus dem kupfernen Schlosse gut sehen, wie die kleinen Knaben und Mädchen da oben die Bahn schleiften und Schlittschuhe liefen. Da geschah es zum erstenmale, dass Auguste wieder an die Erde dachte. Sogleich fiel ihr auch der Kirchhof und das Grab der Mutter ein.

Wie gut sie es auch in dem Schlosse hatte, so weinte sie doch immerfort, dass sie nicht bei der Mutter war, und endlich wurde sie ganz krank. Was auch das Fischmännchen thun mochte, sie ging immer mehr dem Tode entgegen.

Einmal in der Nacht sah sie über sich; da war das kupferne Dach zu Glas geworden und hoch oben am Himmel funkelte ein helles Licht. Als sie recht hinsah, war es eines von den vielen Fenstern am Himmel, und aus dem Fenster schaute ihre Mutter und winkte ihr mit dem Finger. Da that Auguste einen freudigen Schrei und war — todt. Kaum war sie gestorben, so wurden die kleinen Kinderchen alle zu Engelchen mit leuchtenden Flügeln; sie kamen freudig herbei, fassten die Leiche und schwebten damit in den Himmel zu Augustens Mutter. Dann wurde der Himmel wieder dunkel und das kupferne Schloss wurde wieder zu einem Fingerhut.

W. Herchenbach.

6. Der Leinwandschrank.

Unser Leinwandschrank hat zwei Thüren, wovon sich die eine nach Rechts, die andere nach Links öffnet. Er ist von Holz, ist gelb angestrichen, steht auf vier Füßen und hat unten auf jeder Seite eine verschließbare Schublade. Inwendig ist er in zwei getrennte Hälften abgetheilt, die durch eine aufrechtstehende, von Oben nach Unten gehende Wand von einander geschieden sind.

Sowohl die rechte, als auch die linke Hälfte

ist durch Querbretter abgetheilt; es befinden sich deren auf jeder Seite sechs. Die Bretter auf der linken Seite sind für die weißen, die auf der rechten für die bunten Sachen bestimmt. Die Mutter hält genaue Ordnung unter den Gegenständen und sie erlaubt nicht, daß etwas an eine unrichtige Stelle gelegt wird. Unten liegen die schweren Bettlaken, dann folgen der Reihe nach Tischtücher, Servietten, Handtücher, Hemden und Taschentücher; an bunten Gegenständen sind vorhanden: Kissen- und Bettüberzüge, Schürzen, Nachtjacken, Strümpfe, Tischdecken.

In den beiden Schubladen befinden sich Reste von Kleiderstoffen zum Flicken.

W. Herchenbach.

a. Die Leinwandbereitung.

Man gewinnt die Leinwand aus dem Flachs, einer Faserpflanze, von welcher es sehr viele Arten gibt. Es gibt Flachs von nur anderthalb Fuss und solchen bis zu vier Fuss Höhe. Die Stengel verzweigen sich oben in mehrere Abtheilungen und tragen schöne, röthlichblaue Blüthen. Die Frucht besteht aus runden Saamenkapseln, welche bei einigen Flachsarten bei der Reife geschlossen bleiben, bei andern hingegen mit einem kleinen Geräusch aufspringen.

Die nutzbaren Fasern des Flachses liegen um den Stengel herum, der aus holzigen Theilen besteht. Die Hauptsache bei der Leinwandbereitung beruht darin, diese Fasern rein zu gewinnen. Wenn die Stengel aus der Erde gerauft sind, werden zuerst die Saamenkapseln dadurch abgeriffelt, dass man den Flachs durch eiserne Kämme zieht. —

Hierauf werden die Stengel im Wasser, im Thau oder auch durch Dämpfe geröstet, wodurch der Zusammenhang zwischen den Fasern und den holzigen Theilen aufgelöst wird, so dass die Fasern leicht und unversehrt abgelöst werden können. Um die Feuchtigkeit aus dem gerösteten Flachs zu beseitigen, wird er an der Sonne, oder durch künstliche Wärme gedörrt. Hierauf werden die holzigen

Theile entweder auf einer Handbreche oder mittelst Maschinen gebrochen oder gebrechelt. Auf das Brechen folgt das Schwingen des Flachses, indem man mit hölzernen Schwingen die gröbern holzigen Theile oder Acheln aus den Fasern herausschlägt. Die noch gebliebenen feinern Acheln werden durch das Hecheln beseitigt, indem man die Flachsbüschel oder Risten über Kämme zieht, deren stählerne Spitzen enge bei einander stehen. Bei diesem Verfahren bleiben zugleich die gröberen Fäden oder das Werg in der Hechel zurück und die so gereinigten Risten sind zum Verspinnen fertig.

In früheren Zeiten wurden die verschiedenen Arbeiten des Flachses von der Hand verrichtet.

Gegenwärtig aber braucht man fast zu allen Verrichtungen Maschienen, namentlich, wo der Flachsbau im Grossen betrieben wird. Denn nicht nur die Art und Weise des Anbaues, sondern auch die nachherige Behandlung und Zubereitung des Flachses bewirken einen ausserordentlich grossen Unterschied in der Güte, Reinheit und Festigkeit desselben.

In Spinnereien, Webereien und andern Werkstätten wird der gereinigte Flachs zu den nothwendigsten Bedürfnissartlkeln des Menschen verarbeitet. Tafel- und Tellertücher, Betttücher, Hemden und Handtücher und viel Anderes bestehen in vornehmen Familien grössentheils aus Leinwand. Leinwandstoff ist überhaupt schöner, fester und danerhafter als Baumwollenstoff. Aus dem Abfall beim Hecheln werden gröbere Gegenstände verfertigt. —

Das Vaterland des besten Flachses ist Europa. Er wird aber auch in andern Welt-Theilen gepflanzt.

b. Die Baumwollenpflanzung.

Die Baumwolle wird von zwei Pflanzen genommen, die man je nach ihrer Grösse Baumwollenbäume oder Baumwollenstauden nennt. Der Baumwollenbaum wächst vorzüglich in Arabien und Egypten und wird bis 16 Fuss hoch. Die Baumwollenstaude oder der Baumwollenstrauch findet sich in den heissen Ländern Asiens und Amerika's. Die Baumwollenpflanze hat sehr schöne fünfblätterige Blüthen von gelber oder auch purpurrother Farbe, und ein blühendes Baumwollenfeld gewährt einen herrlichen Anblick. Die Frucht besteht aus einer Kapsel, ähnlich einem grossen Mohnkopfe und hat mehrere Fächer.

Bei der Reife springt diese Kapsel auf und es dringt durch die Oeffnung die lange, dichte und weisse Wolle in gekräuselten Buschen hervor.

Die Baumwollenpflanzungen bedürfen eines gutbearbeiteten, lockeren mit Sand vermischten Bodens und von der Saat bis zur Ernte eine Masse von arbeitenden Händen. In vielen Pflanzungen werden die Arbeiten von Negern verrichtet. Die Ernte fällt in die heisseste Jahreszeit, und die Arbeiter sind nicht nur von der glühenden Sonne, sondern auch von den lästigen Stichen der Insekten gequält. Vom Morgen bis



Flachsstengel.



Baumwollstaude.

Abend wird die Baumwolle in grossen Körben gesammelt und in die Magazine gebracht, bis sämmtliche Felder abgelesen sind. Die gewonnene Wolle wird sodann durch Maschienen von dem Saamen und den Hülsen gereinigt und kommt in grossen zusammengepressten Ballen in den Handel.

Die Baumwolle wird in mechanischen Spinnereien gesponnen und in Webereien und andern Werkstätten zu den verschiedenartigsten Stoffen verwoben und verarbeitet. Die halbe Bevölkerung der Erde kleidet sich in baumwollene Stoffe und nach den Getreidearten nimmt daher die Baumwolle unter den Naturerzeugnissen die erste Stelle ein.

Man hat berechnet, dass von den Hauptländern der Baumwollenerzeugung jährlich etwa 8000 Millionen Pfund Baum-

wolle geliefert wird. Davon fällt auf die Vereinigten Staaten von Nordamerika geradezu der vierte Theil. —

W. Herchenbach.

c. Das Flachsfeld.

„Wir wollen auf das Feld gehen," sagte die Mutter, „und den Flachs besehen!" Es war Sonntag und die Mutter war aus der Kirche gekommen. Gustav und Minchen sprangen an ihre Hand und liebkosten die Mutter; denn sie gingen gerne in's Freie und am liebsten mit ihr!

„Ei, wie schön steht der Flachs!" rief die Mutter, als sie dort ankamen. „Der letzte Regen hat ihn schön gehoben!"

Es war ein großes Feld, so grün wie eine Wiese. Doch das Grün sah sanfter aus, als ein Grashalm. Es stand Halm an Halm, und hier und da zeigten sich kleine, zarte Knospen. Aber es war noch kein einziges Blüthchen aufgebrochen.

Am folgenden Morgen führte die Mutter sie wieder hin, und siehe, das Feld war herrlich geschmückt. Es sah blau aus, so lieblich und fein, wie der klare Himmel. In der Ferne schien es ganz blau, aber in der Nähe erblickte man die grünen Halme und Blüthen. Das Blau war sanft und that auf dem Grün dem Auge sehr wohl.

„Wie freundlich ist der liebe Gott! Er ergötzt uns mit mancherlei Anmuth! Er giebt uns nicht nur den Flachs und schenkt uns das Leinen, sondern er erquickt uns auch heute mit einem lieblichen Anblicke." Und die Mutter riß einen Halm mit der Blüthe und der Wurzel heraus und die Kinder eilten herbei; denn sie wollte ihnen das Blümchen in der Nähe zeigen. Es hatte jedes fünf Blättchen, viel weicher als Sammt und dünner als ein Mohnblatt. In der Tiefe war es dunkler und zart geadert und etwas vertieft wie ein Kelch.

Und in der Tiefe waren kleine Fasern, mit zartem Staube bedeckt. Die Mutter kehrte das Blümchen um, und es sah unten nicht so hell aus, sondern die Farbe war bleicher, und es glänzte weniger. Unten waren fünf

kleine, grüne Blättchen, auf welche die Blüthe sich stützte, und jedes blaue Blättchen hatte unter sich ein grünes Stielchen. Minchen lösete mit einer Nadel die grünen Spitzen ab, und die Blüthe — sank zusammen und verlor ihre Gestalt; denn der grüne Kelch hatte sie zusammen gehalten.

„Seht her! An diesem Blüthchen ist Vieles zu schauen. Da die Blättchen der Blüthe, hier die fünf Stielchen darunter, und inwendig die Fäserchen mit dem Staube! Als du die grünen Stielchen darunter wegnahmst, fiel die Blüthe zusammen, und wenn wir den Staub von allen Blüthen abwischen wollten, so würde kein Saamen entstehen. Der liebe Gott hat die Blüthe aufbrechen lassen; er hat sie so herrlich geschmückt, und Alles daran ist nöthig zum Gedeihen."

„Wer sollte es wohl errathen, daß von dem blauen Felde unsere weiße Leinwand kommt! Grün ist das Hälmchen und hat doch an sich die Fasern des silberweißen Flachses. Blau ist das Blümchen und doch entwickeln sich später in der Tiefe die braunen Körner des Leines. Die Fasern in der Blüthe sind zwar weißlich, aber sie geben uns nicht die weiße Leinwand, sondern nur den lichtbraunen Saamen. Der liebe Gott thut das Wunder, und wir Alle können es nicht begreifen."

„Das braune Körnchen keimt mit weißlichen Wurzeln in der Erde und wenn der Keim hervorschießt, färbt er sich grünlich und hernach glänzt oben im Halme das blaue Blüthchen. Das schließt sich endlich und wird wieder ein grüner Knoten. Auch dieser verbleicht und wird gelblich. Alles verwelkt zuletzt. Die Blüthe verschwindet und wird ein verdorrtes Blatt. Doch es verbirgt in sich die Leinwand, welche so weiß gebleicht werden kann, daß sie das Auge fast blendet mit ihrem schneeigen Schimmer. — Wie wunderbar wechseln doch die Farben auf Gottes Gebot!"

Und Gustav war aufmerksam gewesen und rief: „Grün, blau, gelblich und weiß!"

„So wechselt auch die Größe," fügte die Mutter hinzu. „Klein war das Körnchen, noch kleiner der Keim.

Er schießt empor und wird viel hundert Mal größer als der Saame. Selbst während des Blühens wird er länger."

„So klein zuerst," rief Minchen und wies auf das Köpfchen ihrer Nadel, und dann so lang wie ich."

„Und eben so," sagte die Mutter, „wechselt auch die Gestalt. Wie ein kleines Ei ist das Körnchen; der Halm steigt wie eine Nadel empor, und das Blüthchen gleicht einem einfachen Röschen, nur ist es viel kleiner. Und eine kleine Kugel ist der Knoten, in welcher der Saame liegt. Die Blätter sind schmale Streifen. Sie laufen oben spitz zu. Aus dem Saamen kann man wohl Oel pressen, aber keinen Faden zur Leinwand ziehen." —

„Der Staub an der Blüthe läßt sich wohl abwischen, aber wir können kein Saamenkörnchen daraus formen. Aus dem trockenen Halme läßt sich kein Saft mehr drücken, und er scheint ganz verächtlich, und doch schließt er in sich den köstlichen Flachs!"

Und die Kinder fragten: „Wie keimt denn das Körnchen? Wie kann denn ein Halm aus der Erde emporsteigen? Wie macht denn Gott die Blüthe auf und schließt die Knoten? Und wie bildet er denn im Halme die Fasern und im Knoten die Körnchen? Kann man denn nicht zusehen, so wie wir wohl dem Zimmermann und dem Goldschmied zugesehen haben?"

Diese Fragen folgten rasch hintereinander von Gustav und Minchen; aber die Mutter bedauerte, daß sie Nichts davon wisse. „Denn der liebe Gott," sagte sie, „läßt uns nur ein klein wenig in seine Werkstätte blicken, und kein Mensch, weder Vater, noch Mutter, noch Lehrer, hat es je ganz begriffen."

Haesters Lesebuch.

7. Der Kleiderschrank.

Der Kleiderschrank sieht im Aeusseren wie ein anderer Schrank aus, aber im Innern ist er doch ganz anders. Quer durch den-

selben geht eine fingerdicke eiserne Stange; auf dieser schieben sich die hölzernen Arme, an welche man Röcke und Jacken hängt. Auf der Rückenwand und an den Seiten befinden sich noch viele Haken und Knöpfe, an welche Hosen, Westen, Unterröcke und andere Kleidungsstücke gehängt werden.

Auf dem Boden des Kleiderschrankes stehen mehrere Hutschachteln, worin sich Hüte von Vater und Mutter befinden; unter demselben sind zwei Schubladen; in diese werden die Pelzsachen von der Mutter und den Schwestern gelegt, damit sie nicht verderben.

W. Herchenbach.

a. Kleidung.

Die Kleider dienen zur Bedeckung und Erwärmung des Körpers. Kleider können den Körper schmücken, aber auch entstellen. Das Sprüchwort sagt: „Kleider machen Leute." Man hält manche Leute für reich oder vornehm, weil sie schöne Kleider anhaben. Dies ist aber oft nicht richtig. Ein anderes Sprichwort sagt: „Das Kleid macht den Mann." Unter einem schlechten Kleide schlägt oft ein biederes Herz. Das Kleid macht einen Menschen nicht besser und nicht schlimmer. Vernünftige Leute sehen mehr auf gute Sitten, als auf schöne Kleider. Wenn ein Kleid nur reinlich und ganz ist, so steht es dem Kinde wohl an.

Des Kindes allerschönstes Kleid
Ist Güte und Bescheidenheit.
Die Sittsamkeit sei deine Freude,
Sie ziert dich mehr als Gold und Seide.

Kinder haben Freude an schönen Kleidern. Wenn diese Freude aber lange dauern soll, so müssen sie

auf die Kleider Acht geben. Mit den Sonntagskleidern darf man nicht auf dem Boden sitzen. Staubige Kleidungsstücke muss man von Zeit zu Zeit ausstäuben und bürsten.

Kleider kosten Geld und Müh',
D'rum, ihr Kinder, schonet sie!

Im Sommer kleidet man sich leicht. Man zieht die Sommerkleider an. Im Winter kleidet man sich warm. Man legt da die wollenen Winterkleider an. Vornehme Leute können ihre Kleider oft wechseln. Sie kleiden sich nach der Mode. Andere Leute sind aber froh, wenn sie ihre Kleider wöchentlich nur einmal wechseln können, nämlich am Sonntag. Reinlichkeit in der Kleidung ist eine Mode, welche allen Leuten am besten ansteht.

Die Kleider werden aus verschiedenen Stoffen verfertigt. Die Hemden macht man aus Leinwand. Die Winterkleider sind gewöhnlich von Tuch. Das Tuch wird vom Tuchmacher aus Wollengarn gewirkt. Die Wolle kommt von den Schafen. Manche Kleidungsstücke sind aus weichem Leder. Schuhe und Stiefel sind von starkem Leder. Das Leder wird vom Gerber aus Thierhäuten bereitet. Die Strümpfe werden aus Garn gestrickt. Fleissige Mädchen lernen schon frühzeitig stricken und nähen. Auch Handschuhe, Hosen und andere Kleidungsstücke werden gestrickt. Die Hüte werden aus Stroh, Filz, Rosshaar und Fischbein gemacht. Mützen und Kappen verfertigt man gleichfalls aus verschiedenen Stoffen. Die Winterkleider sind meistens mit Pelzen besetzt oder gefüttert. Die Pelze erhalten wir von den Thieren.

Wohlhabende Leute tragen an Sonn- und Festtagen seidene Kleider. Die Seide kommt von der Seidenraupe. Die Seidenraupe spinnt sich ganz in ein Gehäuse ein, das aus lauter Seidenfäden besteht. Diese Fäden werden aufgelöst, abgehaspelt und zu verschiedenen Zeugen verarbeitet. Die Seide ist sehr fein und zart. Seidene Kleider sind kostbar. Sie

taugen auch nicht für Leute, welche ihr Brod mit Handarbeit verdienen müssen.

Wurst.

b. Der arme Hutmacher.

Heinrich IV., König von Frankreich, dem wohl mit Recht der Name des Guten beigelegt wurde, ritt eines Tages, von mehreren Kammerherren begleitet, durch die Straßen der Hauptstadt Paris. Da kam ein Hutmacher mit kummervoller Miene herbei, warf sich dem Könige zu Füßen und bat ihn um ein Almosen. „Gewinnst du mittels deines Handwerkes nicht so viel, daß du davon leben könntest?" fragte der König. „Ach nein!" gab ihm der arme Handwerksmann zur Antwort. „Ich habe zwar eine ganze Stube voll Hüte, allein sie sind schon alle aus der Mode und finden daher keinen Käufer mehr." Bringe mir einen deiner Hüte!" sprach der König. Es geschah sogleich. Der König warf seinen Hut weg, setzte den neuen, ihm gebrachten Hut auf und ritt fort. Nun wollten alle vornehmen Herren solche Hüte haben. Sie wurden bald, wie es der König vorausgesehen hatte, allgemein Mode. Der Hutmacher hatte in wenigen Tagen seinen großen Vorrath an Hüten verkauft, gelangte zu bedeutendem Wohlstande, und brachte es durch Fleiß und Sparsamkeit so weit, daß er noch einen Nothpfennig für seine Kinder zurücklegen konnte. Mit gerührtem Herzen erinnerte er sich noch oft daran, wie ergiebig jenes Almosen des Königs gewesen sei, und pries fast täglich laut die Güte jenes edeln Herrn, der ihn mit seiner Familie aus großer Noth errettet und wieder zu sicherm Fortkommen verholfen hatte.

Die Lust, Bedrängten Trost zu bringen,
Soll jederzeit dein Herz durchdringen.

H. Schwarz.

8. Das Nachtlicht.

Unser Nachtlicht ist gar nicht schön, denn es ist nur ein gewöhnliches Trinkglas, aber gerade, weil es Glas ist, kann man recht gut dabei sehen.

Das Glas ist zum grössten Theile

mit Wasser gefüllt, nur oben darin ist Oel, welches auf dem Wasser schwimmt und sich mit demselben nicht vermischt.

Auf dem Oel schwimmt ein Stückchen Zink, welches in drei Spitzen ausläuft und mit jeder Spitze in einem Korkplättchen steckt, wodurch es über Wasser gehalten wird. In der Mitte des Zinks ist ein Loch zur Aufnahme der Kerze, oder vielmehr des Kerzchens, denn es ist kaum so gross wie ein Glied vom Finger. Für das Loch im Zink wäre es viel zu schmal; es steckt desshalb in einem Stückchen steifen Papiers.

Solch ein Kerzchen, wenn es gut ist, brennt eine ganze Nacht. Wo kleine Kinder schlafen, ist das Brennen eines Nachtlichtes anzurathen, weil es während der Nacht oft nöthig wird, dass man nach ihnen sieht.

W. Herchenbach.

V. Die Küche.

Eine Küche ist in keinem Hause zu entbehren; sie ist der nothwendigste von allen Räumen. Die unsrige liegt rechts vom Hausflur und grenzt an den Hof. Sie hat eine Thüre und zwei Fenster. Links vom Eingange steht die Pumpe mit dem kupfernen Wasserhahn. Unter diesem ist der Spülstein. Das Wasser fließt von demselben durch ein Rohr auf den

Hof und von da durch eine Steinrinne in die Senke.

Neben dem Spülsteine steht ein Tisch von Eichenholz, der immer blank gescheuert ist. An der nördlichen Wand befindet sich der Küchenkasten. Im obern Theile stehen Teller, Schüsseln, Näpfe, Tassen, Gläser und Kaffeetöpfe. In den beiden Schubladen darunter sind Messer, Gabeln und Löffel, so wie die Servietten und das Tischtuch. In dem untern Theile stehen die Suppennäpfe und größere Schüsseln.

An der östlichen Wand steht der Kochherd; er hat drei Löcher und einen Bratofen. Die Pfeife steckt im Kamine. Neben dem Kochherde ist eine eiserne Ruthe in der Wand befestigt. An den Haken derselben hängen die Feuerzange, das Rekel- oder Schüreisen und die Ofendeckel, welche nicht im Gebrauche sind. Darunter steht das Kohlenbecken.

An derselben Wand steht auch die Anrichte. Sie hat oben eine Platte, auf welcher man die Speisen anrichtet. Das Innere derselben zerfällt in viele Abtheilungen für Brot, Salz, Speiseöle, Kaffeebohnen, Thee, Zucker, Mehl, Muskatnüsse, Citronen, Pfeffer, Gewürznelken, Essig und sonstige Dinge.

Eine saubere Küche würzt das Essen.

W. Herchenbach.

1. Küchengeräthe.

Zum Kochen sind mancherlei Kochgeschirre und Küchengeräthe nöthig. Es gibt irdene, eiserne, blecherne und kupferne

Geschirre. Die Geschirre, in welchen die Speisen auf den Tisch kommen, sind meistens von Thonerde, Porzellan, Steingut, Zinn und Blech. Die irdenen Geschirre verfertigt der Töpfer oder Hafner. Messer und Gabeln werden vom Messerschmiede gemacht.

Mit Messern, Gabeln spiele nicht,
Das Ein' ist scharf, das Andre sticht.

Die Pfannen sind von Eisen oder Messing. Sie werden vom Kupferschmiede verfertigt. Kochlöffel, Wasserkübel oder Gelten sind meistens von Holz.

Mit Eimern kann man Wasser schöpfen,
Und Speisen kocht man in den Töpfen.

Die eisernen Küchengeräthe rosten gerne. Darum muß man sie immer besonders reinlich halten. Auch die kupfernen Geschirre rosten gerne, besonders, wenn man saure, scharfe Speisen darin aufbewahrt. Der Rost an Kupfer und Messing sieht grün aus. Man nennt ihn auch Grünspan. Der Grünspan ist sehr giftig. Kupferne Geschirre muß man deßhalb besonders sorgfältig reinigen. Eiserne und kupferne Geschirre sollten immer verzinnt sein.

Immer glänzend, blank und rein
Müssen die Geschirre sein;
Denn selbst das herrlichste Gericht
Schmeckt aus beschmutzten Schüsseln nicht.

Wurst.

2. Nahrungsmittel.

Speise und Trank sind dem Menschen das Allernothwendigste zum Leben. Alle Tage will man essen. Man isst Morgens, Mittags und Abends. Ohne Speise und Trank können wir nicht leben. Wer gar Nichts zu essen bekäme, der müsste verhungern. Das Brod ist unser gewöhnlichstes Nahrungsmittel. Wir beten alle Tage zu Gott: „Gieb uns heute unser tägliches Brod!“ Jeder Mensch muss Etwas lernen, damit er durch Arbeit sein Brod verdienen kann. Verdientes Brod macht Wangen roth. Kinder können ihr Brod noch nicht verdienen. Sie erhalten das Essen umsonst von ihren Eltern. Sie sollen aber auch dafür danken. Das Brod backt man aus

Teig. Den Teig knetet man aus Mehl und Wasser oder Milch. Das Mehl mahlt man aus Korn. Aber Gott sendet Sonnenschein und Regen, damit das Getreide wachsen und reifen kann. Bete darum täglich mit Andacht: „Unser täglich Brod gieb uns heute!“

Die Menge und Mannigfaltigkeit der Speisen ist ausserordentlich gross. Man isst Brod, Backwerk, Mehlspeisen, Gemüse, Eierspeisen, Fleisch, Fische, Braten, Milch, Butter, Käs, Honig, Obst, Beeren und andere Früchte. Einige Sachen isst man roh? Welche? — Manche Sachen werden roh und gekocht gegessen. Welche? — Viele Sachen kann man nur gekocht essen. Welche? — Das Fleisch wird häufig eingesalzen und geräuchert. Das Obst wird gedörrt. Viele Gemüse werden eingemacht. Es wächst so viel auf Gottes Erde, dass sich alle Leute satt essen können. Wer mehr isst, als sein Magen vertragen kann, der isst zu viel. Wer zu viel isst, der ist unmässig, und wird leicht krank. Zu viel ist ungesund. Viel zu essen ist eine Angewöhnung. Das Sprüchwort sagt: „Es wird kein Vielfrass geboren, sondern erzogen.“ Manchen Kindern fällt Nichts öfter ein, als das Essen. Das ist eine üble Gewohnheit. Kinder sollten sich gewöhnen, immer die ordentliche Mahlzeit abzuwarten.

Speis' und Trank sind Gottes Gaben!
Iss und trink, das will er haben;
Doch iss nicht immer spät und früh,
Du bist ja Mensch und kein Stück Vieh.

Kinder sollen nicht nur nicht zu viel essen, sondern sie sollen auch ordentlich essen. Tischtuch und Kleider dürfen beim Essen nicht beschmutzt oder verunreinigt werden. Wem man es an den Kleidern ansehen kann, was er zu Mittag gegessen hat, der isst nicht ordentlich. Wer zu schnell und gierig isst, der isst auch unordentlich. Wohlgezogene Kinder nehmen nicht mehr auf den Teller, als sie aufessen wollen. Kinder sollen nicht naschhaft sein. Sie sollen alle Speisen essen, die ihnen die Eltern vorsetzen. Manche Kinder sind leckerhaft. Sie wollen immer nur Süsses und Wohlschmeckendes essen.

a. Das naschhafte Mädchen.

Katharine war ein naschhaftes Kind. Vor ihr war Nichts sicher auf dem Tische, in der Küche, in dem Garten. Besonders griff sie gerne nach süssen Sachen. Wo sie Etwas fand, fuhr sie damit dem Munde zu. Sie ass oft den ganzen Tag. Bei Tische dagegen wollte ihr das Essen nie recht schmecken. Ihre Zähne wurden von den Näschereien schwarz und fingen an zu faulen. Sie klagte öfters über Magenschmerzen. Sie ass einmal unreifes Obst, wurde aber davon so krank, dass sie glaubte, sie müsse sterben.

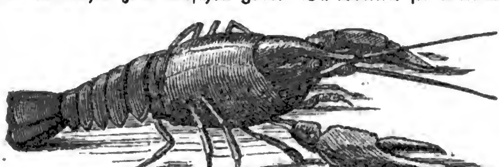
Ihre Eltern ermahnten sie öfters, sie solle sich das Naschen abgewöhnen. Aber es half nichts. Wenn sie glaubte, man sehe sie nicht, so that sie, was ihr gelüstete. Einmal sah sie beim Fenster ein Schüsselchen stehen, worin etwas Weisses war. Sie glaubte, das sei Zucker. Es war Niemand in der Stube. Darum griff sie darnach, ass davon und — musste bald darauf sterben. Denn es war nicht Zucker, sondern Mausgift. — Das Naschen ist den Kindern immer höchst schädlich. Wenn sie schon nicht allemal gleich davon sterben müssen, so können sie doch oft krank davon werden. Das Naschen verleitet auch zu andern Sünden: zum Ungehorsam, zum Lügen, ja sogar zum Stehlen. Bist du auch ein nachhaftes Kind?

Wurst.

b. Der Krebs und die Näscherin.

Margarethens Mutter hatte einst in der Küche beide Hände voll Arbeit und rief: „Gretchen, hole mir geschwind eine Citrone! da ist der Schlüssel zum Speisegewölbe.“

Als Margarethe in das Speisegewölbe kam, schaute sie begierig umher, ob es Nichts zum Naschen gebe. Da erblickte sie oben auf einem



Brette den Honigtopf. Sie streckte sich, so sehr sie konnte, den Topf zu erreichen und tupfte mit ausgestrecktem Zeigefinger hinein, um Honig

zu schlecken. Allein plötzlich zwickte Etwas sie ganz entsetzlich in den Finger — und als sie schreiend und weinend die Hand herauszog, hing ein großer Krebs daran, der den Finger mit seiner Scheere gepackt hatte und ihn gar nicht mehr loslassen wollte. Die Mutter hatte nämlich den Honig vor ein paar Tagen verkauft, und weil der Topf eben leer stand, einige Krebse darin aufbewahrt — und Gretchen hatte davon nichts gewußt. Auf ihr Geschrei sprangen alle Leute im Hause dem Speisegewölbe zu. Das naschhafte Mädchen trug nicht nur einen blutigen Finger davon, sie schämte sich auch, daß ihre Naschhaftigkeit an den Tag gekommen war.

Vor Näscherei nimm dich in Acht,
Sie hat schon Manchem Leid gebracht.

Chr. Schmidt.

c. Das Fünkchen.

Das Kind hatte mit dem Fünkchen gespielt, obgleich seine Mutter es ihm oft verboten hatte. Da war das Fünkchen fortgeflogen und hatte sich in's Stroh versteckt. Aber das Stroh fing an zu brennen und es entstand eine Flamme, ehe das Kind daran dachte. Da wurde es dem Kinde bange und es lief fort, ohne Jemanden etwas von der Flamme zu sagen. Und da Niemand Wasser darauf schüttete, ging die Flamme nicht aus, sondern breitete sich im ganzen Hause aus. Als sie an die Fenstervorhänge kam wurde sie noch grösser, und das Bett, in welchem sie des Nachts schliefen, brannte hell auf, und die Tische und Stühle und Schränke, und Alles, was der Vater und die Mutter hatten, das wurde vom Feuer gefasst, und die Flamme wurde so hoch wie ein Kirchthurm. Da schrieen die Leute vor Schrecken, die Soldaten trommelten, die Glocken läuteten; es war fürchterlich zu hören, und die Flamme war schrecklich zu sehen. Nun fing man an zu löschen mit Wasser, das man in das Feuer schüttete und spritzte, aber es half nicht eher, als bis das Haus zusammengebrannt, und nur noch ein wenig Kohlen und ein bischen Asche übrig war. Da hatten nun die Eltern des Kindes kein Haus mehr, und kein Plätzchen, wo sie wohnen und wo sie schlafen konnten, und

auch kein Geld, um sich ein neues Haus und neue Betten und Tische und Stühle zu kaufen. Ach, wie weinten da die Eltern! Und das Kind, das mit dem Fünkchen gespielt hatte, war schuld daran.

Curtmann.

d. Kriegsrüstung in der Küche.

Wer Hosen und Stiefeln schon tragen kann,
Der schließe sich unserm Zuge mit an!
Ich werde euch die allerschönsten Waffen
Aus meiner Mutter Küche schaffen.
Der Borstwisch hier ist unsre Fahn',
Damit will ich zeigen im Kampfe die Bahn.
Nun, Michel und Peter und Hans und Töffel,
Hier nehmt als Pistolen die Kochelöffel,
Und daß ihr auch habt einen Sabel,
Hier liegen noch drei Paar Messer und Gabel.
Der Gänseflügel ist zu Federhüten gut, —
Jetzt seid ihr Alle gerüstet, vom Fuß bis zum Hut.
Blast auf nun die Backen und schneidet Gesichter,
Ihr Herren Trompeter, hier habet ihr Trichter!
Die Töpfe sind Trommeln, frisch Tambour, herbei!
Schlagt tüchtig d'rauf los, doch keinen entzwei!
Für die Reiter steh'n hier die schönsten Besen,
Die sind zum Reiten wie auserlesen. —
So sind wir ein Heer von bester Art,
Es fehlt uns Allen nur noch der Bart.
Den wollen wir uns gleich aus der Küche holen;
Auf dem Herde liegen ja prächtige Kohlen.
Sieht jetzt uns der Feind, so kriegt er einen Schreck
Und schreiet vor Angst und läuft gleich weg.

Löwenstein.

3. Das Salz.

Nach angestellten Berechnungen ist in Meer und Land eine solche Menge von Salz vorhanden, dass mit demselben die ganze Erdoberfläche

des Festlandes mehrere hundert Fuss hoch bedeckt werden könnte. Es finden sich aber auch fast in jedem Quellwasser, in jeder Pflanze, in jeder Bodenart kleine Mengen von ihm vor, der grossen Salzlager gar nicht zu gedenken. Diese allgemeine Verbreitung des Salzes ist kein Spiel des Zufalls, sondern offenbart das Walten der ewigen Weisheit, die wir in allen Einrichtungen der Natur finden können. Ohne Salz würde der Magen gar nicht im Stande sein, die Nahrungsstoffe gehörig aufzulösen, und die Verdauung der Speisen gehörig herzustellen; ohne Salz würden also die Nahrungsmittel für Menschen und Thiere werthlos werden; ja selbst zum Leben der Pflanzen ist es unentbehrlich. Auf verschiedenen Wegen wird es daher allen Wesen zugeführt. Die Pflanze empfängt es aus dem Erdboden und durch den Regen; das Thier erhält es in dem Fleische und in den Pflanzen, durch welche es sich nährt. Der Mensch aber weiss es sich mit Fleiss und Kunst selbst zuzubereiten. Die Erde liefert uns das Salz theils fest als Steinsalz, theils aufgelöst als Quellsalz. Während das erstere bergmännisch durch Schlägel und Eisen, oder durch Sprengen mit Pulver gewonnen wird, muss das letztere erst aus dem Wasser ausgeschieden werden. Dies geschieht durch's Kochen, dem gewöhnlich erst ein Gradiren vorhergeht, das mit Hülfe von Reisholz ausgeführt wird. Es werden nämlich lange Wände von Schwarz- und Weissdornen zu 80 Fuss Höhe und 4—6 Fuss Breite gebaut, und auf diese glatt

beschnittenen Wände wird nun die Soole, so nennt man das Salzwasser, durch Pumpen gehoben. In einzelnen Tropfen fällt dieselbe langsam wieder herab, indem jeder Tropfen von Dorn zu Dorn springt. Behälter unter den Gradierwänden fangen die herabträufelnde Soole auf. Gewöhnlich muss jeder Tropfen diesen dornenvollen Weg zwei- bis dreimal machen. Aber reiner und werthvoller wird er nach jedem Wege. Nicht nur die erdigen Theile hat er in den Gradirwänden zurückgelassen, er ist auch salzhaltiger geworden, indem Sonne und Wind einen Theil seines Wassergehaltes ihm nehmen. Die so geläuterte Soole wird nun in den grossen Pfannen eines Siedehauses zum Kochen erhitzt. Während dabei das Wasser als Dampf davoneilt, schlägt sich das Salz auf den Boden der Pfanne nieder, wird mit langen Krücken an den Rand derselben gezogen, herausgenommen, in Körbe geschüttet, damit das Wasser abläuft, und dann in Trockenkammern getrocknet. Nur solche Soole, welche sehr salzhaltig aus der Erde kommt, wird gleich versiedet.

VI. Der Stall.

Die Häuser auf dem Lande haben alle einen Stall; ich will hier denjenigen meines Oheims beschreiben. Rechts vom Hofthore ist der Pferdestall; er ist für sechs Pferde eingerichtet und diese Anzahl ist auch gewöhnlich darin. Jedes Pferd hat seinen besondern Stand und ist von den übrigen durch aufrechtstehende Pfosten und querhängende Balken getrennt. Vor ihm ist die steinerne Krippe und über

der Krippe die Heuraufe. Es ist mit einer Kette an die Krippe festgemacht. Auf dem Boden liegt Stroh oder Streu, welche oft aufgeschüttelt und erneuert werden muss. In einer Ecke steht die Futterkiste und an einem Nagel hängen Rosskam, Bürste und Striegel. An einem Balken sind Sattel, Zaum, Reitpeitsche und dergleichen Dinge aufgehängt.

An den Pferdestall schliesst sich der Stall für das Rindvieh. Da stehen die Kühe in langen Reihen an steinernen Trögen, oder sie legen sich faul auf die Streu und kauen wieder. Ausser den Kühen giebt es auch Rinder und Kälber. Die Ochsen stehen an einer besondern Wand und sind von dem übrigen Rindvieh getrennt. Wenn die Kühe muhen, die Ochsen brüllen und die Kälber schreien, dann kommen die Mägde mit dem Futter und machen dem Concerte ein Ende. Eine Magd ist dafür da, die Kühe zu melken und zu füttern, und eine andere hat den Stall rein zu halten.

Neben dem Kuhstalle ist der Schweinestall. Sieben Stück liegen darin; sie sind so fett, dass sie sich kugeln, und doch fressen sie den ganzen Tag, wälzen sich im Koth herum und grunzen. Die jungen Schweinchen haben ein besonderes Ställchen; sie sehen ganz niedlich aus und sind recht flink, aber wie sie grösser wachsen, werden sie auch so plump, ungeschickt, schmutzig und gefrässig, wie die Alten. Wenn sie nicht so leckeres Fleisch hätten, möchte ich von den Schweinen gar nichts wissen.

Am meisten Spass macht mir der Hühnerstall. Ein blosser Hühnerstall ist es eigentlich nicht, denn es wohnt auch noch anderes Geflügel darin, aber mein Oheim nennt ihn so. Ganz unten sind zwei Abtheilungen, die eine für Gänse und Enten, die andere für Truthahnen und Truthühner. Die Pfauen und die Perlhühner haben zwar auch eine Abtheilung, aber sie schlafen lieber auf dem Dache oder auf den Bäumen.

Ueber den Gänsen haben die Hühner ihr Haus; es nimmt den ganzen Raum ein und ist während der

Nacht ganz gefüllt. Am höchsten wohnen die Tauben; sie haben ihr Reich unter dem Dache und fliegen zu allen Löchern ein und aus. Am Tage kommen sie häufig auf die Fensterbänke zu fliegen; sie sind so zahm, dass sie mir aus der Hand fressen und sich streicheln lassen. Wenn ich über den Hof gehe, so fliegen sie mir auf die Schultern und auch wohl auf den Kopf. Die Tauben sind allerliebste Thierchen, die ich für mein Leben gern habe.

W. Herchenbach.

a. Der Haushahn.

Zwei Räuber stiegen um Mitternacht auf einer Leiter zum Fenster in eine Mühle hinein, um dem reichen Müller sein Geld zu rauben. Wie sie nun in dem dunkeln Hausgange leise auf den Zehen vorwärts schlichen, um die Schlafkammer des Müllers



zu finden, krähte nicht weit von ihnen der Haushahn. Der jüngere Räuber fuhr zusammen und sagte leise: „Der Hahn hat mich recht erschreckt! Wir wollen wieder umkehren; der Diebstahl möchte

entdeckt werden." „Du furchtsamer Tropf!" sprach der ältere; „wer uns in den Weg kommt, den stoßen wir mit unsern Messern nieder. Dann kräht kein Hahn darnach." Die Bösewichter ermordeten auch wirklich den Müller, und machten sich mit dem Gelde davon."

Drei Jahre nachher blieben sie einmal in dem Wirthshause eines abgelegenen Dorfes über Nacht. Da krähte der Haushahn ganz nahe bei ihnen so laut, daß beide zusammen davon erwachten. „Der verwünschte Hahn," sprach der ältere Räuber; „ich könnte ihn gleich erwürgen! Seit jener Nacht in der Mühle ist mir sein Krähen in der Seele zuwider!" „Geht's dir auch so, wie mir?" sprach der jüngere. „Wir hätten den Müller nicht umbringen sollen; denn seit der Zeit geht mir, so oft ein Hahn kräht, ein Stich durch das Herz." Sie schliefen wieder ein; aber gegen Morgen drangen plötzlich bewaffnete Männer in die Kammer und nahmen sie gefangen. Der Wirth hatte, da zwischen ihrer Schlafkammer und der seinigen nur eine leichte Bretterwand war, das Gespräch gehört und sogleich der Obrigkeit Anzeige gemacht.

Als nun beide Mörder wegen ihres Mordes hingerichtet wurden, sagten die Leute: „So hat doch ein Hahn danach gekräht!" Besser wäre es gewesen, sie hätten sich von dem warnen lassen, der zuvor gekräht hat.

Es ruft der Hahn in dunkler Nacht:
„Nimm dich für Böses thun in Acht!"

b. Hanne und das Geflügel.

„Guten Morgen, guten Morgen, liebe Hanne! — Du bist ein kleiner Frühauf!"

Hanne ist die Tochter eines braven Landmannes und längst an Frühaufstehen gewohnt. Ihre Beschäftigung ist es, alle Morgen das Federvieh zu füttern. Wirft sie lockend und rufend das Futter hin, so kommt das Geflügel von allen Seiten herbei. Die Enten und Gänse watscheln heran, die Hühner kommen eilend gelaufen, selbst die jungen Küchlein mit der Glucke; und die Tauben fliegen schnell von den Dächern herbei, und mischen sich unter die andern. — Hanne lockt

ihr liebes Federvieh; aber sie hätte das kaum nöthig, die Hühner und Gänse passen ohnedies auf. Es darf nur früh die Hausthüre knarren, so laufen sie schon herbei. Sehen sie dann, dass es die Magd ist, so kehren sie sich nicht weiter daran; selbst Hannchens Mutter darf kommen, und es kümmert sich keines darum. Aber wenn uns're Hanne kommt, da ist Leben und Erwartung unter dem Geflügel; da wird aufgepasst, da werden die Köpfe in die Höhe gehalten, bis sie die wohlthätige Hand aufthut. Die Thiere kennen ihre kleine Wohlthäterin genau; denn auch die Thiere behalten das Andenken an Wohlthaten.

Kutschpferd und Ackergaul.

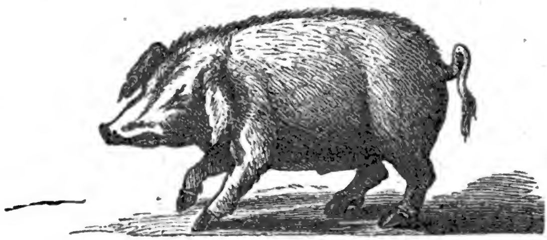
Ein Kutschpferd sah den Gaul den Pflug im Felde zieh'n
Und wiehert, stolz herab auf ihn.
Wann, sprach es, und begann sich schön zu heben,
Wann kannst du dir ein solches Anseh'n geben?
Und wann bewundert dich die Welt? —
Schweig', rief der Gaul und lass mich ruhig pflügen,
Denn baut ich nicht mit Fleiss das Feld,
Wie würdest du den Hafer kriegen,
Der dich so frisch und stolz erhält?

1. Das Schwein.

Ihr kennt alle das grunzende, unreinliche und gefrässige Schwein. Ich habe daher nicht nöthig, es euch zu beschreiben. Schon hundertmal sahet ihr mit Ekel zu, wie es sich mit Wohlgefallen in stinkende Pfützen legte und sich in Koth und Morast herumwälzte; auch war es euch kein geringes Aergerniss, dass es in seiner Fressbegierde Alles, was ihm vorkam, faules Obst, stinkendes Fleisch und dergleichen

verzehrte. Dessenungeachtet lasset ihr euch sein Fleisch, seinen Speck, die Würste davon, besonders die Schinken trefflich schmecken. Das Schwein hat sich beinahe über den ganzen Erdboden verbreitet; nur in den ganz kalten Ländern finden wir es nicht.

Das Schwein ist eines der nützlichsten Hausthiere; denn auch der Schmeer, die Haut, die Blase und die Borsten werden benutzt. Schmelzt man nicht mit dem Speck die Gemüse und spickt die Braten? Wird nicht aus der Haut gutes Pergament, werden nicht aus den



Borsten Bürsten und Pinsel gemacht? Die Blase aber benutzen wir zu Tabaks- und Geldbeuteln, oder verbinden damit unsere Wein- und Branntweinflaschen.

Die Schweine vermehren sich ganz ungemein. Die jungen Schweine nennt man Spanferkel. Lässt man sie am Leben, so nehmen sie schnell zu und wachsen fünf bis sechs Jahre lang. Gewöhnlich werden sie aber gemästet und schon im ersten oder zweiten Jahr gestochen. — Ungeachtet ihrer angebornen Unreinlichkeit muss man sie doch sehr reinlich in Ställen halten, wenn sie zunehmen sollen, und sie täglich schwemmen. Sie lassen sich das Schwemmen sehr gerne gefallen, denn sie sind gute Schwimmer.

c. Räthsel.

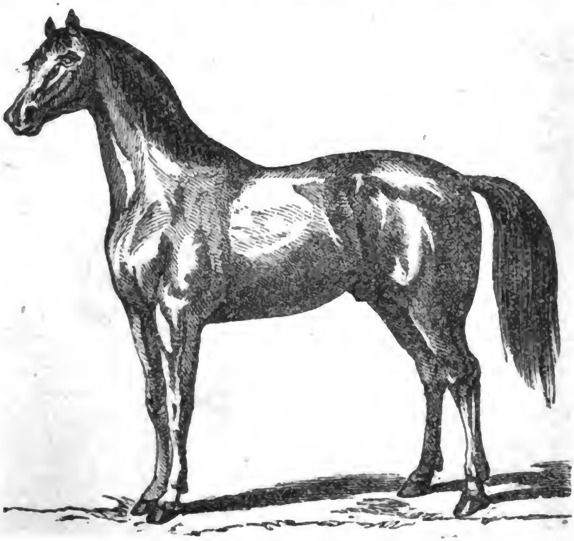
Auf's ländliche Höfchen darfst du nur gehen, wenn du mich heiter und lustig willst sehen. Auf Häusern und Kirchen, hoch oben auf Thürmen, da thron' ich zuweilen und trotze den Stürmen. Hier mach' ich gefesselt in Lüften die Runde und gebe willig dem Fragenden Kunde. Es rinnet durch mich der labende Wein, wenn müde du trittst in die Schenke ein. Sonst lernte kein Kind in Deutschland lesen, dass ich nicht wäre dabei gewesen.

d. Das Pferd.

Der heilige Aidam wurde wegen seines edlen Herzens und seiner Gelehrsamkeit von dem Könige Oswin geliebt und mit vielen Ehrenbezeigungen überhäuft.

Einst gab ihm der König sein bestes Reitpferd, das er zuvor prächtig aufzäumen und satteln ließ, zum Geschenke. Denn der eifrige Mann Gottes hatte weit umher zu gehen, um das Evangelium zu predigen, und mußte sogar oft durch gefährliche Waldbäche waten.

Nach einigen Tagen ritt der Bischof über Feld. Da begegnete ihm ein armer Mann, der durch Unglück



um all sein Hab und Gut gekommen und in das größte Elend gerathen war. Auf eine rührende Weise beschrieb ihm der Unglückliche seine Noth und bat ihn um Hülfe.

Da der Heilige sonst nichts hatte, was er dem Armen hätte geben können, so stieg er vom Pferde

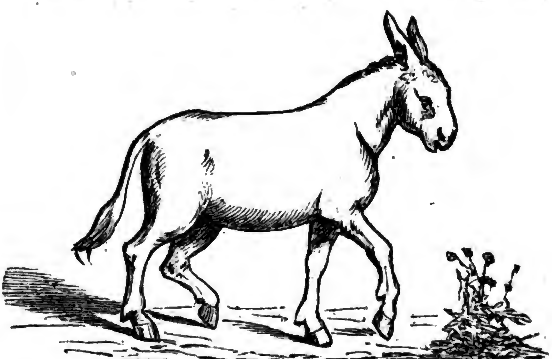
und schenkte es ihm. Kaum hatte der König dieses erfahren, so wurde er darüber zornig. Er machte dem Bischofe Vorwürfe, weil er das Pferd, das er für ihn besonders aussuchte, einem Bettler schenkte. Der Heilige gab ihm aber zur Antwort: „Ist dir ein Pferd, o König! lieber als ein armer Mensch, der doch ein Kind Gottes ist?“

Beschämt bat der König den Heiligen um Verzeihung. Von dieser Stunde an achtete und liebte er diesen noch inniger als vorher.

Den Bedrängten Hülfe zu gewähren,
Sei zu jeder Stunde dein Begehren.

e. Der Esel.

Ein Vater saß mit seinen Kindern an einem schönen Sommerabende an der Thüre seines Hauses, um der herrlichen Schöpfung sich zu freuen. Da sagte er zu ihnen: „Meine Kinder! ich will euch heute eine Geschichte erzählen. Ein reicher Mann machte einst eine Reise in eine weit entfernte Stadt. Ein Esel mußte ihm das Gepäck tragen. Da er aber das arme



Thier zu sehr überladen hatte, so fiel es vor dem Stadtthore ermattet zusammen. Was würdet ihr, Kinder, in diesem Falle thun?“

Andreas, der älteste Sohn, sagte: „Ich würde einen andern Esel kaufen und diesem das Gepäck aufladen. „Recht, mein Sohn!“ sagte der Vater; „das wäre wohl klug nach der Meinung der Weltkinder. Du

verräthst Anlagen zu einem Kaufmanne.“ „Rudolph, der jüngere Sohn, sprach: „Ich würde den Esel durch Schläge nöthigen, aufzustehen, und fortzuschreiten, bis wir in die Stadt kämen.“ „Auch dieses wäre klug,“ bemerkte der Vater, „ich sehe schon, du bist zu einem Eselstreiber bestimmt.“ Gottfried, das jüngste Söhnchen, sagte: „Ich würde dem armen Thiere etwas von seiner Last abnehmen und es selbst tragen. „Gut, mein Kind!“ gab ihm der Vater zur Antwort mit freundlichem Lächeln, „du hast die beste Wahl getroffen. Bewahre diese milden Gesinnungen gegen Menschen und Thiere. Dann wird die seltene Ehre dir zu Theil, nicht bloß ein ehrlicher, gerechter Mann zu heißen, sondern auch zu sein. Denn der Gerechte erbarmt sich seines Thieres; aber das Herz des Gottlosen ist unbarmherzig und böse.“

Jeder gute und gerechte Mann
Nimmt sich auch der Thiere freundlich an.



f. Die Schwalben.

Mutter, Mutter, unsere Schwalben —
Sieh, doch selber, Mutter, sieh'!
Junge haben sie bekommen,
Und die Alten füttern sie.

Als die lieben kleinen Schwalben
Wundervoll ihr Nest gebaut,
Hab' ich stundenlang am Fenster
Heimlich ihnen zugeschaut.

Und nachdem sie eingerichtet
Und bewohnt das kleine Haus,
Schauten sie mit klugen Augen
Gar verständig nach mir aus.

Ja, es schien, sie hätten gerne
Manches zwitschernd mir erzählt,
Und es habe sie betrübet,
Was zur Rede noch gefehlt.

Ein's um's Andere, wie ein Kleinod,
Hielten sie ihr Haus in Hut;
Sieh' doch, wie die kleinen Köpfchen
Streckt hervor die junge Brut!

Und die Alten, Ein's um's Andere,
Bringen ihnen Nahrung dar;
O, wie köstlich ist zu schauen,
So ein liebes Schwalbenpaar.

Mutter weisst du noch, wie neulich
Krank im Bett ich lag und litt?
Pflegtest mich so süss, und Abends
Brachte Vater mir was mit.

Nach Chamisso.



9. Das Schäfchen auf der Weide.

Das Schäfchen auf der Weide,
Hat Wolle, weich wie Seide.
Hat um den Hals ein rothes Band,
Frisst Blümchen aus der Kinder Hand.
Lieb Schäfchen!

Hopps kann das Schäfchen springen;
Am Hals die Schellen klingen;
Die Mutter hing mit eigner Hand
Die Schellen an ein rothes Band.
Lieb Schäfchen!

Bäh, Bäh, schreit es vor Freude,
Thut Niemand was zu Leide;
Es ist so sanft, es ist so fromm,
Komm, lass dich streicheln,
Schäfchen komm!
Lieb Schäfchen!

von *K. Hahn.*

h. Das Täublein.

Einmal ging Mutter Liese
Zur neu begrünten Wiese
Mit ihren Kinderlein.
Sieh' da, im Erlenschatten
Spaziert auf Blumenmatten
Ein Täublein zart und fein:
Hübsch mit dem Köpflein nicket,
Bald da bald dorthin picket
Mit rothem Schnäbelein.

„Sehet", sprach die fromme Mutter
„Das kleine Ding sucht Futter;
Nun merket fleissig auf!
Wenn es was aufgepicket —
Seht, seht ihr's jetzt? — so blicket
Es in die Höh' hinauf.



D'rum Kinder, wenn ihr esset,
Das Beten nicht vergesset,
Seht auch zum Himmel auf!"

Chr. Schmidt.

1. Kuh, Pferd und Schaf und der Hund.

Eine Kuh, ein Pferd und ein Schaf standen auf einer Weide zusammen und stritten untereinander, welches dem Menschen nützlicher sei. Die Kuh sprach: „Von mir hat er die süße Milch, den wohlschmeckenden Käse und

die fette Butter.“ — Das Pferd: „Ich ziehe den schweren Wagen des Herrn und eile mit leichtem Schritte dahin und trage den Reiter mit Windes Eile.“ — Das Schaf: „Ich gehe nackt und bloß, damit mein Herr bekleidet sei.“ — Da kam der Hund zu ihnen. Den blickten sie aber verächtlich von der Seite an, als wäre er ein gar unnützes Thier. Aber der Herr folgte alsbald hintennach, rief dem Hunde im freundlichsten Tone, streichelte und liebkosete ihn. Da dies die Kuh und ihre Gefährten sahen, murrten sie, und das Pferd nahm sich ein Herz zu fragen: „Warum thust du also, Gebieter? Verdienen wir nicht mehr deine Liebe, als dieses unnütze Thier?“ — Aber der Herr streichelte seinen Hund noch zärtlicher und sprach: „Nicht also; dieser hat mein einziges, geliebtes Söhnchen kühn und treu aus dem rauschenden Wasserfluthen gerettet, wie sollte ich nun seiner vergessen können?“

Bollikofer.

k. Pferd und Füllen.

Springe nur, Füllen, mein fröhlich' Kind,
Her und hin hurtig wie der Wind,
Bist noch ein Weilchen frank und frei;
Wirst du erst gross, dann ist's vorbei;
Hast dann Müh und Arbeit genug,
Trägst den Reiter, ziehest den Pflug.

Das Füllen sprang mit frohem Sinn
So hurtig neben der Mutter hin
Und durfte spielen und scherzen bloss;
So wurd' es gar schön und stark und gross;
Dann hab' ich's gesehen nach drei Jahren,
Da konnt es den schwersten Wagen fahren.

Hey.

I. Vom Hund.

Der Hund an seiner Kette
Liegt da die ganze Nacht
Ihm ist kein warmes Bette
Wie euch, zurecht gemacht.

Er hat nicht Schlaf und Schlummer,
Er drückt kein Auge zu,
Indeß wohl ohne Kummer
Der Müller schläft in Ruh.



So ist er auf der Lauer,
Ein Wächter brav und treu,
Ihn schreckt kein Regenschauer,
Ihn macht kein Wetter scheu.

Und während ohne Sorgen
Sein Herr, der strenge, ruht,
Da wacht er bis zum Morgen
Und hält sein Gut in Hut.

Und bellt und rührt sich wacker,
Hört er nur einen Laut,
Und bleckt die scharfen Packer,
Wenn Jemand her sich traut.

Und kommt gar durch die Mauer
Ein böser, arger Dieb,
So spricht er ohne Schauer:
„Ist dir dein Leben lieb,"

„So mach' nicht auf den Riegel
Und thu' nicht auf das Thor,
Sonst pack' ich dich beim Flügel,
Und fasse dich beim Ohr."

Und ruht nicht eher wieder,
Bis sauber ist der Ort,
Dann reckt er seine Glieder,
Und murrt in einem fort.

Doch Morgens in der Frühe,
Stellt sich der Hunger ein.
Da soll für seine Mühe,
Ein Frühstück ihm auch sein.

Drum geht die Magd zum Keller,
Und holt ihm Brod und Milch,
Brockt beides in den Teller,
Und gießt es ihm gutwill'g.

Und wie sie ihn so streichelt,
Das freut den wackern Hans;
Er schmunzelt und er schmeichelt,
Und wedelt mit dem Schwanz.

Und stellt sich auf die Socken
Und macht sein Compliment
Dann nimmt er erst die Brocken,
Das ist des Liedes End!

Gall.

m. Des Böckleins Zottelrock.

**Du Schäkerer,
Du Mäkerer,
Hast gar ein zottig Kleid!
Nicht neu, nicht alt,
Nicht warm, nicht kalt,
Nicht eng und auch nicht weit.**

Da spricht der Bock:
Mein Zottelrock,
Der ist mir zehnmal lieber,
Als ein Gewand
Von allerhand
Tuch, Sammet oder Biber.

Er reisst mir nicht,
Er schleisst mir nicht,
Und kommt nicht aus der Mode.
Ich trag' ihn von
Geburt an schon
Und trag' ihn bis zum Tode.

Ob ihr auch lacht,
Er ist gemacht,
Mir doch zu einem Putze.
Ich schäm' mich nicht
Und trag' ihn euch zum Trutze.

Güll.

Uebung der Sprechwerkzeuge.

Die folgenden Uebungen sind verschiedenemale nach einander und immer schneller zu lesen.

---

1. Acht und achtzig achteckige Hechtsköpfe.
2. Brau braun Bier, back braun Brod,
Bei Brüh und Brei, hat's keine Noth.
3. Dem krausen Claus graut voll Graus die graue Haut.
4. Du, die Donau dampft und dröhnt und tönt durch's Thal.
5. Frisch, Fritz, friß frische Fische, Fritz.
6. Gegen jeden guten Juden sei gut.
7. In heller Halle hallen holde Hymnen.
8. Kleine Kinder knacken gerne Kirschenkerne.
9. Laue Lüfte locken linde durch das Laub der Linde.
10. Sechs und sechzig Schock sächsische Schuhzwecken.
11. Zwischen zwei spitzigen Steinen saßen zwei schwitzige Schlangen und zischten.
12. In Ulm, um Ulm und um Ulm herum.
13. Wir wälsche Weiber wollen Windeln waschen, wenn wir wälsche Weiber wüßten, wo warm Wasser wäre.

Inhalt.

Seite

